

Rocco Thiede (Hrsg.)
Kinderglück
Leben in großen Familien



Rocco Thiede (Hrsg.) Kinderglück

Schriftenreihe Band 1448

Rocco Thiede (Hrsg.)

Kinderglück

Leben in großen Familien



Für meine Frau Catarina und unsere gemeinsamen Kinder – Luise, Ludwig, Leonora, Lia, Liborius und Lorenza. Danke für die Liebe, das Verständnis und die Toleranz.

Bonn 2014

© Bundeszentrale für politische Bildung Adenauerallee 86. 53113 Bonn

Redaktion: Anne Seibring, bpb Lektorat: Barbara Lauer, Bonn

Redaktionelle Mitarbeit: Benjamin Weiß, bpb

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Umschlaggestaltung: Naumilkat – Agentur für Kommunikation und Design, Düsseldorf

Umschlagfoto: Rocco Thiede, »Familien-Schuh-Kreis«

Satzherstellung: Naumilkat- Agentur für Kommunikation und Design, Düsseldorf

Druck: CPI books GmbH, Leck

Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung – NichtKommerziell – Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland.



ISBN: 978-3-8389-0448-1

www.bpb.de

Inhalt

Rocco Thiede	
Vorwort: »Das ist doch fast schon asozial« Gedanken zum Kinderglück und Familienreichtum	7
Matthias Gierth »Jedes Kind ein Wunschkind«	14
Kira Hanser »Kein Mensch weiß ja vorher, wie es ist, Kinder zu haben«	24
Wulf Schmiese »Große Familien machen die Gesellschaft heiterer«	36
Michèle Hartmann »Ihr habt so weit alles gut gemacht, ihr zwei«	48
Susanne Van Volxem »Am meisten hat mich der Zusammenhalt unter uns Kindern geprägt«	56
Corinna Emundts »Das Glück war immer auf unserer Seite«	68
Nina Freydag »Da muss es wuseln!«	82
Rocco Thiede »Ob leibliche Kinder oder Pflegekinder: Wir machen da keine Unterschiede!«	92
Peter Dausend	106

Inhalt

ULRIKE WINKELMANN »Noch eins? Bist du verrückt?«	118
Martin Ahrends »Kinder des Leichtsinns«	128
Bernd Eggen Kinderreiche Familien: Ein Weg durch die Zeiten	144
Die Autorinnen und Autoren	157
Der Herausgeber	162
Bildnachweis	163

Vorwort

»Das ist doch fast schon asozial«

Gedanken zum Kinderglück und Familienreichtum

»Das Glück ist das einzige, das sich verdoppelt, wenn man es teilt«, sagte einst Albert Schweitzer. Werden Menschen glücklicher, je mehr Kinder sie bekommen? Ist Kinderreichtum auch Kinderglück? Kinderreichtum klingt doppeldeutig. Ist man reich durch Kinder oder reich an Kindern? Bedeuten viele Kinder großen Mut oder wenig Weitsicht?

Schon seit vielen Jahren wollte ich ein Buch mit Reportagen über kinderreiche Familien umsetzen. Motivation hatte ich genug, denn kinderreich sind meine Frau und ich – nach heutiger Definition des Bundesfamilienministeriums und seiner Forscher – nun auch schon seit über eineinhalb Jahrzehnten. Als sich zu unserer damals fünfjährigen ältesten Tochter kurz vor der Jahrtausendwende Zwillinge ankündigten, fragte mich ein befreundeter Fernsehredakteur: »Drei Kinder wirst du bald haben?« Und er ergänzte mit einem bitteren, fast mitleidigen Lächeln, ohne meine Antwort abzuwarten: »Das ist doch fast schon asozial.«

So hart, wie es sich hier liest, hat er es nicht gemeint. Aber seine Meinung ist leider bis heute nicht selten. Warum ist das so, fragten wir uns schon damals. Was sind die Ursachen für diese Meinungen? Für mich war seit diesem Tag klar, das Bild, das viele Menschen von Müttern und Vätern mit mehreren Kindern im Kopf haben, ist häufig vorbelastet, einseitig, tendenziös und undifferenziert.

Große Familien haben meist ein volles Haus, oft bis in die letzten Ecken gefüllt mit unendlich vielen Schuhen, Socken, Kisten mit getragenen Anziehsachen, Tausenden von Legosteinen, Stiften, Kinderzeichnungen, Fotos und sonstiger Habe eines normalen Haushalts, nur eben multipliziert mal vier, fünf oder – wie bei einer Familie aus unserem Buch – mal neun. Ihr Alltag ist sehr komplex und wird von gut durchdachter Logistik und kluger

Vorwort

Organisation der Eltern bestimmt. Normale Autos reichen Kinderreichen ebenso wenig wie normale Einkaufswagen im Supermarkt. Und wer viele Kinder in einem Auto chauffieren muss, der kann schon mal einen sogenannten Personenbeförderungsschein benötigen – der natürlich extra Geld kostet.

Zweifellos: Viele Kinder bedeuten im Alltag leider nicht automatisch viel Glück. Kinderreichtum ist vor allem ideeller Reichtum. Denn wer reich an Kindern ist, hat finanziell viel zu stemmen, um nicht materiell arm zu werden. Wer zu Beginn des 20. Jahrhunderts reich an Kindern war, als es kein System von staatlichen Hilfen wie heute gab, konnte hoffen, dadurch im Alter nicht zu verarmen. Doch bis heute ist es ein Fakt: Kinder kosten. Wer reich ist, könnte sich mehr Kinder leisten. Aber kinderreiche Familien sind nicht vornehmlich unter Reichen zu finden.

Es darf nicht zu Unrecht angenommen werden, dass die meisten kinderreichen Eltern ihr Einkommen gezielter ausgeben als Singles oder Einkindfamilien. Sie müssen oft gar nicht lange überlegen, ob Geld für ihre Zukunft angelegt werden soll, da ihre Zukunft mit ihnen groß wird. Wie also sparen, wenn zum Beispiel Weihnachten, Ostern oder Geburtstage vor der Tür stehen, die nächsten Klassenfahrten bezahlt werden müssen, plötzlich Schulranzen, Handys oder Uhren kaputtgehen, Sportbeutel spurlos verschwinden, im Monatsrhythmus Fahrradreifen repariert werden sollen …?

Und wer mit seinen drei, vier, fünf oder mehr Kindern in den Zoo oder in ein Schwimmbad geht und eine Familienkarte erwirbt, wird schnell von der Realität eingeholt. Familienkarten gelten vielerorts nur noch für zwei Erwachsene und zwei Kinder. Hier orientieren sich die oft kommunalen oder privaten Betreiber von Tierparks, Bädern, Theatern, Kinos oder Museen gern an der politischen Definition von »Mehrkindfamilien«. Und da »mehr« bei der Zahl Zwei beginnt, haben Eltern von kinderreichen Familien, wenn es ums Bezahlen geht, oft das Nachsehen.

Weiter zugespitzt werden die Erfahrungen Kinderreicher bei der Ferienplanung, zum Beispiel bei Pauschalreisen. Mütter und Väter, die diese Urlaubsart mit drei Kindern buchen, erhalten in der Regel maximal für zwei ihrer Sprösslinge eine Kinderermäßigung. Ebenso wie bei staatlichen Behörden sehen Formulare zum Eintragen der persönlichen Daten auch nie mehr als drei Kinder vor. Bei Flugreisen inklusive einer 14-tägigen Hotelübernachtung zahlt das dritte, vierte oder fünfte Kind fast immer den vollen Erwachsenenpreis. Welcher Normalverdiener kann sich solche Sommerferien noch leisten, wenn auf diese Weise schnell der Preis eines gebrauchten Mittelklassewagens erreicht wird?

Neben den finanziellen Rahmenbedingungen für große Familien kommt der Faktor Zeit hinzu. Es ist für jede kinderreiche Mutter und jeden kinderreichen Vater immer wieder ein wahrer Balanceakt, die 24 Stunden eines Tages optimal einzuteilen. Kann man fünf, sechs oder gar neun Kindern immer zu gleichen Teilen gerecht werden? Ist es ohne Abstriche möglich, ihnen Liebe und Zuneigung zu schenken, ohne dass sich am Ende ein Kind benachteiligt fühlt? Es wird schon eng, wenn die Kernfamilie mit Mutter und Vater in einer normalen Schulwoche am Nachmittag zusammen ist und vier Kinder zur selben Zeit mit Hausaufgaben und Klassenarbeitsvorbereitungen in Latein, Mathe, Englisch und Physik vor einem stehen und um Unterstützung bitten. Wer käme hier nicht an sein Limit?

Zeit bedeutet für die Mütter und Väter auch, einmal Stunden für sich zu haben. Es ist aber kein Geheimnis, dass trotz des allmählichen Ausbaus von Kinderbetreuung in Krippen und Kitas oder der fortschreitenden Sensibilisierung der Wirtschaft beim Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Eltern von vielen Kindern die Stunden zu zweit oder auch einmal nur allein für sich überschaubar sind.

Nicht nur deshalb sollte die gesellschaftliche Akzeptanz und Anerkennung kinderreicher Familien gestärkt werden. Hier ist natürlich auch die Politik gefragt, die Bedürfnisse Kinderreicher wahrzunehmen und diese Familienformen ideell und materiell zu unterstützen. Wenn man die Kinder, Mütter und Väter rein rechnerisch zusammenzählt, dann gibt es in der Bundesrepublik immerhin ein Potenzial von über 1,3 Millionen großen Familien mit drei oder mehr Kindern, die zusammen für fast sieben Millionen Menschen stehen. Auch wenn Kinderreichtum in einigen Schichten scheinbar häufiger vorkommt, gibt es Familien mit vielen Kindern in allen Milieus: von prekär über den Mittelstand bis zu wohlhabenden Wirtschaftslenkern oder dem Adel.

Doch im Unterschied zu vielen anderen Familientypen steht den Kinderreichen bisher keine starke Lobby zur Seite. Die großen Familienverbände haben ihre Interessen kaum oder nur am Rande im Blick, und der »Verband kinderreicher Familien in Deutschland« befindet sich noch in der Aufbauphase.

Die in diesem Buch porträtierten Familien mit ihren vier und mehr Kindern machen im Vergleich zu anderen Familienformen in Deutschland allerdings gerade einmal drei Prozent aus und bilden damit eine klassische Randgruppe. Auch ich gehöre zu diesen »Exoten«, wie wir gern von den Medien betitelt werden. Wenn wir als Familie mit unseren sechs Kindern

unterwegs sind, erregen wir immer mal wieder Aufsehen. Einige Leute reagieren offen, durchaus neugierig und fragen nach unseren Lebensumständen. Andere Menschen – häufig im Süden und Westen der Republik, erzählen interessante Anekdoten aus ihren eigenen Familien. Meist sind das aber Geschichten, die ein halbes Jahrhundert oder länger zurückliegen, als Opa Paul und Tante Erna noch sieben Geschwister hatten. Bewundernde Ausrufe wie beispielsweise während einer gemeinsamen Rom-Reise – »Oh, che bella grande familia!« – haben wir in Deutschland noch nie gehört. Der große Rest unserer Nachbarn und Mitbürger, und hier auffällig häufig in der Hauptstadt oder im angrenzenden Brandenburg, ignoriert uns schlicht.

Ist das so erstaunlich? Denn welcher deutsche Durchschnittsbürger in einem Land mit schwindenden Geburtenraten hat heute noch Kontakt zu kinderreichen Familien? Natürlich gibt die Unterhaltungsliteratur einen gewissen Zugang zum Thema, wie etwa die Romanklassiker »Mit Fünfen ist man kinderreich« von Evelyn Sanders oder »Mutter ohne Furcht und Tadel« von Teresa Bloomingdale, die beide ein großes Publikum erreichten. Einige mögen auch die nicht unumstrittene Ratgeberliteratur der Schwedin und achtfachen Mutter Anna Wahlgren kennen. Und Millionen Fernsehzuschauer haben sich die TV-Serie »Die Waltons« angeschaut, die mit über 200 Folgen erstmals 1975 im ZDF ausgestrahlt wurde. Bekannt dürfte auch das Remake der Hollywood-Komödie »Deine, meine & unsere« von 2005 sein, die auf humorvolle Weise vom Leben einer Patchworkfamilie mit 18 Kindern erzählt. Auch Pseudo-Dokumentationen wie »Die Wollnys – Eine schrecklich große Familie« im deutschen Privat-TV oder Satiresendungen wie »Die von der Leyens« im WDR-Rundfunk sind einseitig überzeichnet, weil sie Klischees bedienen; andererseits blenden sie gern die Realität sowie den normalen Alltag von Großfamilien aus.

Doch beim Alltag setzt unser Buch ein: Wir wollen erzählen, wie das Leben in einer kinderreichen Familie tatsächlich abläuft, mit all seinen Höhen und Tiefen. Um den Fokus auf echte Großfamilien zu lenken, wurden von den beteiligten Autorinnen und Autoren ausschließlich Familien mit vier und mehr Kindern porträtiert. Interessant war für alle, die Ursachen und Motivationslagen, die Lebens- und Moralvorstellungen, die wertorientierten Hintergründe sowie die unterschiedlichen Lebensentwürfe von kinderreichen Familien darzustellen. Dabei sind sie sehr unterschiedlich an unsere Ausgangsfragen herangegangen: Bringen viele Kinder den Eltern einen Zuwachs an Lebensglück, Sinn und Zufriedenheit? Oder ist Kinderreichtum sogar eine Armutsfalle?

Mit unseren Reportagen suchten wir nach Antworten im lebhaften Alltag von großen Familien, gingen ihren Freuden und Sorgen nach, dem Auf und Ab zwischen Montag und Sonntag, Schule und Ferien und natürlich der großen Verantwortung von Eltern. Dabei war uns von Anbeginn klar, dass unser Bild vom Kinderglück in Großfamilien unvollständig bleibt und es nicht gelingen würde, sämtliche Muster von Kinderreichtum in unserem Land umfassend zu beschreiben. Den Leserinnen und Lesern sei deshalb auch der Beitrag von Bernd Eggen empfohlen, der sich dem Kinderreichtum auf seinem »Weg durch die Zeiten« in historisch-soziologischer Perspektive nähert.

Kinderreiche in Deutschland leben heute oft als Patchworkfamilien, wie etwa die Reportage über die Familie Bagdach-Lauten zeigt, oder wie Roswitha Berlinghof und Gabriele Metz-Berlinghof, die sich als gleichgeschlechtliches Paar mit fünf Kindern gefunden haben. Neben alleinerziehenden Müttern und Vätern gibt es Eltern wie Konstanze und Matthias Schulz aus dem Osten Deutschlands, die neben vier leiblichen Kindern auch noch drei Pflegekinder großgezogen haben und im Laufe der Jahre zusätzlich über 70 Pflegekinder auf Zeit betreuten.

Daneben sind in diesem Buch ganz »klassische« Großfamilien vertreten. Ob sie nun aus dem Adel stammen – wie die Kinder und Eltern der zu Löwensteins mit ihren sechs Töchtern – oder einen Migrationshintergrund haben – wie die Familie Savran aus Bremen, die der Meinung ist, dass es in der Türkei »mehr familienmäßig« sei. Andere empfinden Frankreich als eindeutig kinderfreundlicher, weshalb die Familie Biegel mit ihren sechs Kindern dorthin gezogen ist.

Um die differenzierte Welt der kinderreichen Familien zu zeigen, dominieren in den Reportagen die privaten Einblicke und der oft hochkomplexe Alltag, wie beim »Clan der Gaßmanen« in München mit ihren neun Kindern oder bei Familie Gieseking mit sechs Kindern am Berliner Stadtrand. Auch ein Blick zurück in die Vergangenheit wird geworfen: Im Porträt über die siebenköpfige Familie von Joachim Wuermeling kommt unter anderem die Geschichte seines Großvaters Franz-Josef Wuermeling zur Sprache, der Deutschlands erster Familienminister war, das Kindergeld einführte und sich besonders für große Familien einsetzte. Bis heute ist der Wuermeling-Pass ein Synonym für kinderreiche Familien, die damit jahrzehntelang kostengünstig mit der Bundesbahn reisten.

Ein Fazit der Reportagen ist vielleicht auch, dass Kinderreichtum eine potenzierte Antwort auf den Sinn unseres Lebens sein kann. Und das nicht erst seit heute, wie die Geschichte um eine rheinische Großfamilie während des Zweiten Weltkrieges beweist oder der autobiografische Text eines achtfachen Vaters, der sich auch mal alleinerziehend in der alten Bundesrepublik bewähren musste.

Vorwort

Mir als Herausgeber bleibt abschließend, dem Autorenteam von Herzen für die Zusammenarbeit und die wundervollen Reportagen zu danken.

Großer Dank gebührt auch der Bundeszentrale für politische Bildung, und hier besonders der Redakteurin Anne Seibring, der Lektorin Barbara Lauer sowie dem Fachbereichsleiter »Print« der bpb Hans-Georg Golz, die dem Projekt von der Konzeption bis zur Realisierung mit Rat und Tat zur Seite standen.

Meine Hoffnung ist, dass die Leserinnen und Leser nach der Lektüre dieser Anthologie eine konkretere Vorstellung von Familienreichtum in Verbindung mit Kinderglück haben werden. Und sollte das Buch Mut zu mehr Kindern gemacht haben, ist dies ein angenehmer beabsichtigter Nebeneffekt.

Rocco Thiede, Berlin im Juni 2014

Matthias Gierth

»Jedes Kind ein Wunschkind«

Regine und Christoph Biegel leben mit ihren sechs Kindern Lilli, Felix, Vinzenz, Eva, Luise und Carl im französischen Wissembourg. In ihrem Alltag merken sie auf Schritt und Tritt, wie viel kinderfreundlicher die Franzosen im Vergleich zu den Deutschen sind.

Es war Heiligabend – der 24. Dezember 2001. Die Christmette in der katholischen Bonner Innenstadtgemeinde St. Sebastian war vorüber, die festlich gestimmten Gottesdienstbesucher drängten in Scharen den Ausgängen zu. Die Uhr zeigte kurz nach halb neun. Auch Regine und Christoph Biegel hatten die Weihnachtsmesse mitgefeiert; auf dem Weg nach draußen winkte das junge Paar einigen Bekannten zu und wünschte frohe Weihnachten. »Jetzt aber ab unter den Christbaum, was gibt's bei euch zum Abendessen?«, fragte eine Freundin Regine. Die blickte ihren Mann vielsagend an und entgegnete grinsend: »Entenbraten vermutlich. Aber das kann noch dauern. Wir haben – ehrlich gesagt – noch nicht einmal mit der Zubereitung begonnen.«

Einfach mal mitten in der Nacht gemeinsam essen, das kommt bei Regine und Christoph Biegel ein gutes Jahrzehnt später eher selten vor. Aber in jeder Hinsicht und zu jeder Zeit flexibel zu sein, das gehört auch heute noch zu den großen Stärken der beiden, deren Familie inzwischen auf stolze acht Köpfe angewachsen ist. Ohne ein gerütteltes Maß an Flexibilität, viel, sehr viel Gelassenheit und jede Menge Disziplin, um das gemeinsame Leben auch in turbulenten Momenten in halbwegs geordneten Bahnen zu halten, würde ihr »Abenteuer Großfamilie« scheitern.

Regine und Christoph Biegel waren schon immer ein bisschen anders als gewöhnliche Menschen. Ein bisschen interessierter und aufgeschlossener für die Lebensumstände, Belange und Sichtweisen ihrer Bekannten und Freunde. Etwas lebensfroher und begeisterungsfähiger, einen Tick unkon-



»Mit sechs Mädchen und Jungen spürt man einfach pausenlos, was Leben bedeutet« – Christoph und Regine Biegel mit ihren Kindern Luise, Lilli, Felix, Vinzenz, Eva und Carl.

ventioneller und vielleicht hier und da etwas chaotischer, das auch. Viele Kinder zu bekommen, gehörte dagegen nicht zu ihren ursprünglichen Lebensplänen. Beide stammen nicht aus ausgesprochenen Großfamilien: Sie sind jeweils das mittlere Kind von dreien. Woher rührte dann aber bei beiden der Wunsch, es nicht bei zwei, drei Kindern zu belassen, sondern vier, fünf und sechs Kinder zu bekommen? »Wir haben uns schon immer eine eigene Familie gewünscht. Den ausdrücklichen Wunsch nach einer Großfamilie gab es in dieser Form aber nie. Das hat sich auf unserem

gemeinsamen Weg so entwickelt«, sagt Regine und lacht. »Schritt für Schritt, Kind für Kind.« Und dann fügt sie sogleich ernst und bestimmt hinzu: »Aber jedes Kind war ein Wunschkind. Keines kam ungeplant.«

Das ist den beiden auch heute noch relativ jungen Eltern enorm wichtig: Nichts schlimmer, sagen sie, als wenn die Kinder spüren, eigentlich ungelegen gekommen zu sein. Oder zufällig – und ungewollt. Wichtig ist das Regine und Christoph aber auch, weil sie die Zeit, die ihnen für ihre Kinder zur Verfügung steht, auf sechs kleine Persönlichkeiten aufteilen müssen. »Wir versuchen natürlich, jedem gerecht zu werden«, sagt Regine. Doch mehr als hundert Prozent können auch die besten Eltern nicht geben; der Tag hat nun mal nur 24 Stunden. Und wo andere Mütter und Väter zweimal Verständnis für die Nöte und Sorgen ihrer Sprösslinge aufbringen müssen, warten bei den Biegels sechs Mädchen und Jungen darauf, in den Arm genommen zu werden oder von ihrem Kummer beziehungsweise ihrem Erfolg beim Schulsport zu erzählen. »Gerade, wenn es uns mal nicht gelingt, für jeden da zu sein, ist es wichtig für unsere Kinder, dass sie im Innersten immer wissen und spüren: Mama und Papa haben uns ganz sicher lieb«, sagt Regine.

Sechs Kinder: Lilli, Felix, Vinzenz, Eva, Luise und Carl, alle zwischen den Jahren 2003 und 2011 geboren - in Abständen von nur 14 bis 26 Monaten. Das ist auch in Frankreich, wo die Biegels heute leben, längst nicht mehr alltäglich. Drei Kinder haben französische Paare immer noch häufig – aber sechs? Es gibt viele Gründe, weshalb Regine und Christoph entschieden haben, sich westlich des Rheins niederzulassen. Natürlich war da das Französischstudium von Regine, ihre Liebe zur Sprache und Kultur des Nachbarlandes, seine Menschen. Französisch spricht Regine flie-Bend und Christoph so, dass er sich im Alltag leicht verständigen kann. Als ihm 2006 - damals lebten beide mit Lilli, Felix, Vinzenz und Eva im saarländischen St. Wendel - ein Stellenangebot aus Karlsruhe auf den Schreibtisch flatterte, stellte sich ihnen plötzlich die Frage: Deutschland oder Frankreich? Denn warum nicht in Deutschland arbeiten und im wenige Kilometer entfernten Elsass wohnen? Nach kurzem Nachdenken sagten sie zu. Und machten sich in Frankreich auf die Wohnungssuche. Sich als deutsche Großfamilie im elsässischen Wissembourg zu integrieren, wo die Biegels ein Haus fanden, direkt an der deutsch-französischen Grenze, dort, wo Rheinebene und Pfälzerwald aufeinanderstoßen, war nicht ganz leicht. »Man muss schon auf die Franzosen zugehen, sie ansprechen und ihnen zeigen, dass man hier auch wirklich leben will«, erzählt Regine. »Wenn man das aber tut, dann öffnen sie sich auch.« Zur Integrationsbereitschaft gehört unbedingt, im öffentlichen Leben und mit französischen Bekannten ganz selbstverständlich Französisch zu sprechen – obwohl viele Elsässer natürlich Deutsch verstehen und in den Geschäften Wissembourgs allein schon der Touristen wegen die deutsche Sprache überall zugegen ist.

In der Schule ist der Unterricht für Lilli, Felix, Vinzenz und Eva bilingual, die Stunden abwechselnd in deutscher und französischer Sprache. Im Kindergarten läuft für die beiden Jüngsten, Luise und Carl, alles auf Französisch. Also kommt keiner in der Familie ums Vokabeltraining herum. »Wie heißt dieser Körperteil?«, fragt Regine und deutet auf ihre Ferse? »Talon«, ruft Felix nach kurzem Nachdenken laut. »Genau.« Seine Mutter strahlt ihn an. Ganz intuitiv lernen die Kinder so die fremde Sprache und wachsen zweisprachig auf. Regine und Christoph halten gerade das für einen der größten Vorzüge ihres Lebens in Wissembourg: die Chance mit ihren Kindern in einem Klima zu leben, das intellektuell wie im tagtäglichen Leben Grenzen aufhebt und hilft, sich sicher zwischen deutschen und französischen Mentalitäten hin und her zu bewegen.

Das Haus, das die Biegels mitten im Herzen der 8000-Einwohnerstadt gemietet haben, die noch teilweise von den Resten der alten Stadtbefestigung umschlossen ist, erstreckt sich über zwei Etagen. Es ist ein altes Bauernhaus, die Dielenböden knarzen. Während sich die Kinderzimmer im ersten Stock in einem langen Gang aneinanderreihen, geht es über eine steile Holztreppe hinauf ins Dachgeschoss, wo die Eltern ihr Schlaf- und Arbeitszimmer eingerichtet haben. Auch ein Gästezimmer ist dort untergebracht – es irrt, wer glaubt, mit der Zahl der Kinder schwinde die Freude und Bereitschaft, auch noch regelmäßig Gäste zu beherbergen. Im Gegenteil: Eigentlich könnte Carl, der Jüngste in der Familie, längst ein eigenes Zimmer vertragen, das Gästezimmer im Dachgeschoss böte sich dafür an. Aber das kommt vorerst nicht infrage; denn wohin sollte dann der Besuch? Also schläft der Kleine, immer wenn Gäste im Haus sind – und das ist oft der Fall – bei seinen Eltern im Schlafzimmer.

Im Erdgeschoss des Hauses wohnt noch ein älteres Ehepaar, ebenfalls zur Miete, den großen Garten teilen sich alle Hausbewohner gemeinsam. Ohnehin findet, wenn das Wetter es zulässt, ein großer Teil des Lebens draußen statt. »Wir haben uns ja lange gegen die Anschaffung eines Trampolins gewehrt«, raunt Christoph, »die Dinger sind einfach so hässlich.« »Aber seit wir das Trampolin haben, ist es für die ganze Rasselbande zum heiß geliebten Mittelpunkt des Gartens geworden.« Tatsächlich saust Luise gerade mal wieder jauchzend-kreischend in die Höhe, ein befreundeter

Junge kommt mit Vinzenz und Felix nach wenigen Minuten dazu; die drei beginnen auf dem Trampolin neben der springenden Schwester, sich einen Fußball zuzukicken. Der Platz ist eng, alle müssen aufpassen, sich nicht gegenseitig auf die Füße zu treten; doch das scheint die Kinder nicht zu stören. Einen kleinen Teil des Gartens nutzt die Familie zum Gemüseanbau; auch Obstbäume gibt es, daneben Blumen, Hecken, Büsche – ein wirkliches Idyll, das zudem von einer kräftigen Steinmauer umgeben wird, die den Eindruck von Sicherheit und Geborgenheit noch unterstreicht.

Am Vormittag hat Regine Zwetschgen und Äpfel gepflückt, der Duft frischgebackenen Obstkuchens durchzieht jetzt die Räume. »Ein Kuchen allein reicht nie«, sagt sie, »zwei müssen es mindestens sein; und selbst die sind schnell weg.« Auch der Kühlschrank deutet unmissverständlich darauf hin, dass im Hause Biegel nicht mit kleinen Mengen gekocht wird: Butter stapelt sich auf Butter, die Milchtüten stehen in zwei Reihen hintereinander, und die Joghurtbecher füllen ganze Kühlschrankregale. Nur der Küchenraum als solcher ist ziemlich klein und eng; besonders diesen zentralen Raum hätte die ganze Familie gerne größer, eine Wohnküche, in der sich alle treffen und gemeinsam essen könnten, das wär's. Aber was soll man machen: Das Haus ist eben gemietet und nicht selbst entworfen, schon gar nicht für die Belange von sechs Kindern.

Jeden Mittag kommen Lilli, Felix, Vinzenz, Eva, Luise und Carl gegen zwölf zum Essen nach Hause. Das unterscheidet die jungen Biegels von ihren französischen Klassenkameraden und Kindergartenfreunden. Zusammen essen, feste Rituale haben, Räume schaffen, damit die Kinder erzählen können, das ist den Eltern wichtig. Natürlich schätzen sie die familienfreundliche Infrastruktur Frankreichs. »Das gesellschaftliche Klima Kindern gegenüber ist in Frankreich einfach phänomenal«, bringt es Regine klipp und klar auf den Punkt. »Keinen Tag wurden wir hier kritisch beäugt«. In Deutschland war das anders. »Und da hatten wir ›nur vier‹ Kinder.«

Das französische Betreuungssystem in seiner Reinform kommt bei Regine und Christoph dennoch nicht uneingeschränkt gut weg. »Da werden Kinder allzu oft verwahrt, damit beide Elternteile arbeiten können«, kritisiert Christoph. »Wir wollen und können es im Moment noch anders«, fügt Regine hinzu. »Viele Franzosen haben aber natürlich kaum eine Wahl.« Oft schon haben sie mit französischen Bekannten darüber diskutiert, ob es wirklich erstrebenswert sein kann, Kinder im Kleinstalter den ganzen Tag lang in der Krippe abzugeben, nur um zwei Einkommen zu haben und so den aktuellen Lebensstandard halten zu können. Das französische Betreuungskonzept ist ganz darauf ausgerichtet, dass die Eltern

Kind und Beruf so früh wie möglich miteinander vereinbaren können. Aber dafür allein habe sie keine Kinder bekommen, sagt Regine. »Auch wenn ich längst wieder Hunger auf andere, berufliche Herausforderungen habe: Sie mit einem Jahr bereits von früh bis abends in die Krippe zu geben, das brächte ich nicht übers Herz.«

Damit sich ihr Modell der Großfamilie verwirklichen lässt, haben Regine und Christoph eine Lebensumgebung der kurzen Wege gesucht. Die Kinder überall hin zu begleiten, zur Schule, zu Freunden, zum Sportverein und in die Stadt, das geht bei sechs jungen Menschen einfach nicht. Jedes der Kinder darf bei den Biegels seinen eigenen Sport ausüben und auch ein Musikinstrument spielen – allein das wären schon bald zwölf Termine pro Woche, müsste jeder eigens gebracht und abgeholt werden. Wissembourg aber ist überschaubar. Das kleine Flüsschen Lauter fließt gemächlich durch die Stadt, der Verkehr hält sich in Grenzen, am Nachmittag treffen sich Boule-Spieler im lauschigen Stadtpark. Und wenn Vinzenz und Felix die samstagabendliche Familienspazierrunde entlang der Stadtmauer einfach zu lang wird, dürfen sie auch abkürzen und selbst nach Hause gehen. Für Lilli gilt das mit ihren zehn Jahren sowieso: Sie darf sich alleine in die Bücherei oder zu Freundinnen auf den Weg machen. Am Sonntag ministriert sie regelmäßig in der gotischen Abteikirche Saints-Pierre-et-Paul, ein paar Gehminuten vom Elternhaus entfernt. Zwanzig Minuten vor Gottesdienstbeginn muss sie dort sein, um sich rechtzeitig einkleiden zu können. Also bricht sie selbstverständlich nach dem Frühstück schon alleine dorthin auf, während ihre Geschwister und die Eltern noch dabei sind, sich für den Kirchgang fertig zu machen.

Eigenständigkeit früh einzuüben, hat in der Großfamilie der Biegels einen hohen Stellenwert. Es ist für die Eltern schlicht unmöglich, sich um jede einzelne Hausaufgabe ihrer Kinder zu kümmern. Und wer keine Idee hat, was er spielen soll, und sich am Spiel der Geschwister nicht beteiligt, muss dann eben auch mal gelangweilt im Wohnzimmer herumsitzen und wird nicht sogleich durch ein Spielangebot von Mutter oder Vater bei Laune gehalten. Was meist für Regine und Christoph schlicht praktische Notwendigkeit ist, bedeutet zugleich einen wertvollen Lernprozess bei der Persönlichkeitsentwicklung der Kinder.

Raum für Eigenständigkeit fordern die Kinder ohnehin. Besonders Lilli, die älteste der sechs, reibt ihren Eltern schon seit einiger Zeit immer wieder unter die Nase, dass sie sich auch ein anderes Leben vorstellen könnte. »Nur zwei Geschwister«, sagt sie dann, »wie herrlich wäre das.« Sich alles teilen zu müssen, Räume, Zeit und Aufmerksamkeit, ist für

die sechs Geschwister mitunter alles andere als leicht. Gerade jetzt, kurz vor der Pubertät, braucht Lilli besonders viel Aufmerksamkeit von ihren Eltern. Hellwach und interessiert sucht das Mädchen, wo es nur geht, das Gespräch mit den Erwachsenen – ganz so, als erlaube ihr das, in eine Welt vorzustoßen, die nur sie mit ihrer Mutter und ihrem Vater teilt. Die »Chefin« unter den Geschwistern ist Lilli ohnehin. Sie genießt derzeit auch als einzige das Privileg, ein eigenes Zimmer für sich zu haben. Ein Rückzugsraum, der wichtig ist und den sie vor allem immer wieder zum Lesen und Musikhören nutzt – ganz in Ruhe und mit viel Platz für ihre eigenen Gedanken. Felix und Vinzenz sowie Luise und Eva teilen sich dagegen je ein Zimmer mit Stockbetten.

In den Ferien kann die Zimmeraufteilung aber auch einmal anders sein. Dann sind ohnehin viele Regeln aufgehoben. Und dass Ferien gemacht werden, ist für die Biegels überhaupt keine Frage. Teure Hotels kommen natürlich nicht in Betracht; aber Ferienwohnungen tun es auch. Und es gibt noch ganz andere Möglichkeiten: Im letzten Urlaub ging es mit dem Familienbus nach Österreich auf eine Alm. Keine Heizung gab es dort und keinen Strom; beim Aufstehen mussten erst einmal Ofen und Herd angeschürt werden. Fantastische Sommertage waren das, hoch oben in den Bergen, fernab vom Trubel der Zivilisation: wandern, Tiere füttern und abends am Lagerfeuer Sterne beobachten. »Es war klasse«, schwärmen Eltern und Kinder unisono. »Nur angereist sind wir einen Tag später als geplant«, gibt Regine zu. »Es war halt wie immer bei uns: Wir hatten viel zu spät mit den Reisevorbereitungen begonnen, am Tag zuvor erst waren die Sommerferien gestartet, es herrschte Hektik pur. Da haben Christoph und ich kurzerhand beschlossen: Wir rufen an und sagen, wir kommen einen Tag später.«

Natürlich spielt die Frage nach dem Geld immer auch eine Rolle. Besonders jetzt, da die Biegels auf der Suche nach einem neuen Haus sind. Die gegenwärtige Bleibe ist, je älter Luise und Carl werden, eben doch zu klein; ein, zwei Zimmer mehr sind dringend nötig, und vor allem wollen sie kein Haus mehr mieten, sondern in ihre eigenen vier Wände ziehen.

Wenn Regine und Christoph sich dann auf Immobilieninserate melden, merken sie einmal mehr, wie viel kinderfreundlicher die Franzosen im Vergleich zu den Deutschen sind. »In Deutschland würden sechs Kinder ganz sicher eine Riesenskepsis bei potenziellen Verkäufern hervorrufen«, sagt Christoph. In Frankreich dagegen erleben sie immer wieder das Gegenteil: besonderen Respekt und Wohlwollen. Ohnehin wäre ein Leben, wie es die beiden gebürtigen Saarländer mit ihren Kindern führen,

in Deutschland kaum denkbar. Ein entsprechendes Haus in einer Stadt wie Karlsruhe? Unbezahlbar, sagt Regine. Vielleicht eine Reihenhaushälfte irgendwo weit draußen am Stadtrand oder ganz auf dem Land. Aber wie hier in Wissembourg mittendrin in einer Stadt?

Dass das für die Biegels in Frankreich möglich ist, daran hat das sogenannte Grenzgängermodell entscheidenden Anteil: Das in Deutschland erwirtschaftete Einkommen wird dabei in Frankreich versteuert, Sozialabgaben werden in Deutschland entrichtet, auch Kindergeld gibt es vom deutschen Staat. Ab dem vierten Kind aber ist das Einkommen in Frankreich praktisch steuerfrei. Viele hundert Euro mehr bleiben Regine und Christoph so im eigenen Geldbeutel – ein finanzieller Vorteil, der es ihnen erlaubt, ihr Lebensmodell auch materiell relativ gut abgesichert zu leben.

Denn seit Lilli auf die Welt kam, ist Christophs Einkommen das einzige der Familie. Regine ist Journalistin, sie hat in den 1990er-Jahren bei einer Wochenzeitung volontiert und später dort auch als Redakteurin gearbeitet. Als sie im Jahr 2003 in Elternzeit ging, konnte sie zunächst noch den einen oder anderen Schreibauftrag annehmen. Aber mit zunehmender Kinderzahl wurde auch das immer schwieriger. In den vergangenen Monaten hat es nun erstmals berufliche Angebote für sie in Wissembourg gegeben. »Das hat mich gereizt, keine Frage«, sagt sie. »Ich habe mich auch gleich persönlich vorgestellt, denn für mich war immer klar: Auf alle Zeit ganz aufhören mit dem Job, das kommt nicht infrage.« Doch es bedürfte noch zu vieler Kompromisse – eine Mutter von sechs Kindern ist darauf angewiesen, pünktlich Schluss machen zu können, weil die Kinder zu Hause warten. Ob Christoph die Kinderbetreuung übernehmen und Regine das Geld verdienen könnte – auch darüber haben die beiden immer wieder nachgedacht. Aber jedes Mal endeten die Überlegungen mit der Einsicht, dass die Höhe seines Einkommens von ihr nicht zu erzielen sei und seine Berufstätigkeit damit unabdingbar ist für das materielle Auskommen der Familie.

So bringt Christoph, der in Bonn und Freiburg Archäologie studierte, aber heute in der Möbelbranche tätig ist, bis auf Weiteres das Geld nach Hause. Sein Einsatz ist freilich längst nicht beendet, wenn er gegen 19 Uhr den Wagen von Karlsruhe zurück nach Wissembourg steuert. Singles mögen sich nach einem anstrengenden Arbeitstag zum Sport verabreden oder einfach die Beine vor dem Fernseher hochlegen – für den sechsfachen Vater beginnt nun Teil zwei des Tages. Die Familie wartet.

An diesem Abend soll es Flammkuchen geben. Eine kurze, herzliche Begrüßung, dann strebt Christoph auch schon in die Küche. Den großen rechteckigen Holztisch im Wohn-Esszimmer haben Regine, Lilli und Felix bereits gedeckt. Carl malt mit ein paar Buntstiften auf der Wohnzimmercouch gerade ein Kissen an. Überall liegen Spielsachen herum, der ganz normale Trubel. »Erst wird gegessen, dann machen wir Ordnung«, sagt Regine und bekennt freimütig: »Wenn uns jemand fragen würde, was wir im Alter zwischen dreißig und fünfundvierzig vor allem getan haben, fällt die Antwort leicht: aufräumen. Das will in so einer Familie einfach kein Ende nehmen.« Doch die Biegels sind dabei, sich gemeinsam zu disziplinieren. Konkret heißt das: Aufgabenteilung, jeden Tag. Alle müssen sich an der Hausarbeit beteiligen – je nach ihren Kräften. Nur so können letztlich auch alle fröhlich und zufrieden bleiben.

Vinzenz kommt mit strahlendem Gesicht aus der Küche gelaufen, wo sein Vater endlich den ersten Flammkuchen aus dem Backofen gezogen hat. Es kann losgehen. Abendessen! Christoph dagegen wird an diesem Abend erst zum Essen kommen, wenn die übrige Familie schon fast satt ist; gemeinsam zu essen, kann auch mal schwierig sein bei acht Personen: Die Flammkuchen-Stücke sind schneller aufgegessen, als der Vater in der Küche mit dem Backen nachkommt. Erst als Flammkuchen Nummer fünf von der Küche an den Tisch gewandert ist, setzt der Vater sich zu den anderen dazu und greift beherzt nach einem Stück.

Gegen 20.30 Uhr – alle bis auf die ganz Kleinen haben nach dem Essen abgeräumt – bewegen sich die Kinder nach und nach in Richtung Badezimmer: fertigmachen fürs Schlafengehen. Regine begleitet sie, und Christoph findet sich erneut in der Küche wieder. Jetzt füllt er zwei besonders große Töpfe mit Kürbis- und Möhrenstücken, gießt Brühe auf, um daraus für den nächsten Tag eine doppelte Portion Kürbissuppe zu kochen. Auch der Abwasch vom Abendessen ist noch zu erledigen, die Spülmaschine, die hier im Haus eigentlich ständig läuft, konnte nur noch drei Teller aufnehmen.

Lilli reißt Christoph fünf Minuten später schon wieder aus seinem Tun. »Papa, kommst du?« Er kommt. Die Türen aller drei Kinderzimmer stehen weit offen, alle liegen, eingecremt und die Zähne geputzt, in ihren Betten – Regine und Christoph stellen sich in der Mitte des Gangs auf, der die Zimmer miteinander verbindet. Regine beginnt das Abendgebet zu sprechen und alle fallen ein: »Müde bin ich geh zur Ruh …« Amen, ruft es am Ende sechs Mal aus allen Zimmern. Und plötzlich singen die Kinder, ohne dass es einer eigenen Aufforderung bedarf: »Der Mond ist aufgegangen« – ein rührender Moment.

Es ist meist schon nach halb zehn, wenn Regine und Christoph Feierabend haben. Endlich etwas Zeit für sich! »Die schönsten Minuten des Tages«, sagt Christoph. Und Regine nickt. Ja, es sei schon eine Aufgabe

und Herausforderung, sich als Paar in einer Großfamilie wie der ihren nicht zu verlieren. Nicht nur Vater und Mutter für die Kinder, sondern auch Partner füreinander zu sein. Von befreundeten Ehepaaren, die auch in einer Großfamilie leben, wissen sie, dass manche sich einen Abend in der Woche regelrecht im Terminkalender blocken, um dann gemeinsam und ohne Kinder etwas zu unternehmen. Doch bei Regine und Christoph klappt das nicht. Es müsse aber auch nicht auf diese Weise sein, befindet Regine. Hauptsache, man schaffe überhaupt Raum für Zweisamkeit. In ein paar Jahren, wenn die Kinder größer sind, wird das ohnehin kein Problem mehr sein.

Oft sitzen Regine und Christoph noch lange abends zusammen, vieles ist zu bereden, häufig geht das Licht im Haus erst weit nach Mitternacht aus. »Es ist schon ein Vorteil«, sagt Regine, »wenn man dann von Natur aus robust ist und auch mal mit weniger Schlaf auskommt.« Denn am anderen Morgen geht alles wieder von vorne los: sechs Kinder aufwecken, sechs Pausenbrote schmieren, sechs Anziehaktionen begleiten, die vier Großen pünktlich aus dem Haus schicken, die zwei Kleinen in den Kindergarten bringen...

Es sind gerade die nächtlichen Stunden, in denen die beiden Eltern einerseits die Mühe des vergangenen Tages spüren, in denen ihnen aber andererseits auch immer wieder das ungeheure Glück bewusst wird, das sie mit ihren Kindern erleben. »Mit sechs Mädchen und Jungen spürt man einfach pausenlos, was Leben bedeutet«, sagt Regine. Und dann fängt sie an aufzuzählen: »Freude, Vertrauen, Liebe, Zusammenhalt, Streit, Versöhnung, Arbeit und Arbeitsteilung, Vielseitigkeit und Austausch«. »Und eins ist sicher«, fügt Christoph hinzu, »hier bei uns wird's nie langweilig. Unser Alltag ist kunterbunt!«

Kira Hanser

»Kein Mensch weiß ja vorher, wie es ist, Kinder zu haben«

Die kreativen Eltern Bagdach-Lauten haben fünf Kinder und sind dennoch gut organisiert. Die Patchworkfamilie lebt am Rand von Köln.

Damals im Herbst pflanzte der Großvater einen Walnussbaum im Garten und schnitzte später die Anfangsbuchstaben von sich, seiner Frau und den fünf Kindern in die Borke des Baumstammes. Das »S« für Siegfried ist bis heute deutlich zu erkennen. Er hatte das Einfamilienhaus im Kölner Süden in den 1950er-Jahren solide gebaut, Stein auf Stein, mit geschwungener Holztreppe, mit dicken Holzdielen und Holztüren, einem von außen begehbaren Keller und einem großen Spitzdachboden.

Heute leben im frisch hellgelb gestrichenen Haus Enkeltochter Susan mit Ehemann Anno und fünf Urenkeln, der älteste ist 17 Jahre, die jüngste gerade acht Monate alt. Es ist wieder Herbst, und die Walnüsse des mächtig gewordenen Baumes fallen zu Boden, kullern über Steinplatten, bleiben auf Terrassenstühlen und Tischen liegen. Ein paar Tage lang schleppen fleißige Eichhörnchen eine Nuss nach der anderen weg, um sie als Wintervorrat irgendwo zu verbuddeln. Erst am Wochenende hat die Familie Zeit für den Garten, um für sich ein paar Walnüsse zu sammeln oder einen vergessenen, regennassen Stuhlbezug mit Sonnenblumendekor ins Haus zu holen.

Susan und Anno Bagdach-Lauten arbeiten viel, um ihre Familie zu ernähren. Nur wenige Fahrradminuten vom Haus entfernt hat das Ehepaar eine gemeinsame Firma aufgebaut: Die Kölnerin Susan Bagdach-Lauten (40), geborene Bagdach, leitet dort eine Praxis für systemische Familientherapie und Coaching – und außerdem eine Schule für orientalischen Tanz, denn ihr Vater stammt aus Syrien. Sie ist examinierte Krankenschwester und hat Psychologie studiert.



Von links nach rechts: Vater Anno, Mutter Susan mit Nesthäkchen Saida, Yasmin, Maya, Lina, Elias vor dem alten Walnussbaum in ihrem Garten in Köln.

Der Kölner Anno (45) ist Sänger, hat Opern- und Jazzgesang studiert, sich als Stimmtrainer, Buchautor und Coach selbstständig gemacht und eine Stimm-Werkstatt aufgebaut.

Seit elf Jahren sind die beiden ein Paar und damit auch von einem Tag auf den anderen zur Patchworkfamilie geworden: Susan hat die drei Kinder Elias, Lina und Maya mit in die Ehe gebracht, dazugekommen sind die beiden gemeinsamen Töchter Yasmin und Saida. Auch Anno hat aus erster Ehe zwei Kinder, Leander (20) und Anmuth (16), die jedoch die meiste Zeit bei der Mutter leben. Dass Anno nicht der leibliche Vater aller Kinder ist, bemerken Außenstehende höchstens daran, das einige Kinder ihn »Papa« rufen und die anderen ihn »Anno« nennen. Anno spricht gern mit einem Augenzwinkern »von natürlichen und naturidentischen Kindern«.

Beide Elternteile arbeiten abwechselnd nach einem ausgeklügelten Wochenplan, damit immer einer von ihnen zu Hause ist. Bei fünf Kindern zwischen Abitur und Laufstall, zwischen Pubertät und Pampers – von Elias (17), Lina (16), Maya (13), Yasmin (9) bis Nachzüglerin Saida (8 Monate) – darf auch mal was liegen bleiben. Wie ein paar Walnüsse im Garten für die Eichhörnchen oder ein im Wind baumelndes Osterei ...

Elias (17): »Im Vergleich zu anderen muss ich auf jeden Fall mehr machen im Haushalt!«

Elias besucht die 12. Klasse einer Gesamtschule und macht nächstes Jahr sein Abitur. Er ist viel mit seinen Freunden unterwegs, fährt Motorrad,

geht Kickboxen und ins Fitnessstudio. Er passt gut auf seine Geschwister auf. So erzählt seine Mutter Susan gern die Anekdote, wie er auf den jüngsten Familienzuwachs humorvoll reagierte. »Man muss doch auf Schwestern, bis sie 20 Jahre alt sind, achtgeben! Dann muss ich ja auf Saida aufpassen, bis ich 36 bin!«

»Es gefällt mir, dass immer jemand zu Hause ist und dass alle zusammenhalten. Ich bin der Älteste und fühle mich mitverantwortlich für meine jüngeren Geschwister. Die sind lieb, können aber auch schon mal nerven. Ich habe gelernt, mehr auf andere Rücksicht zu nehmen und mehr an andere zu denken, weil ich so viele Geschwister habe. Ich glaube, dass manche Freunde, die als Einzelkinder aufwachsen sind, schlechter teilen können und nur das machen wollen, wozu sie Lust haben. Das gibt's bei uns nicht. Ich darf zwar weniger raus als meine Freunde, aber das liegt daran, dass ich noch was zu Hause machen muss. Zu meinen Diensten gehört zum Beispiel Mülltonnen herausstellen, draußen fegen und Schnee schippen im Winter. Im Vergleich zu anderen muss ich auf jeden Fall mehr machen im Haushalt! Wäsche mache ich selber, seitdem ich älter als zwölf Jahre bin. Jeden Donnerstag bringe ich meine Schwester Yasmin zum Kickboxen, hole sie an dem Tag von der Schule ab, warte und bringe sie nach Hause.

Hausaufgaben macht jedoch jeder für sich. Wenn mich eine der jüngeren Schwestern fragt, weil sie etwas nicht versteht, dann helfe ich, aber erst muss ich mich um meine Hausaufgaben kümmern. Früher haben wir jeden zweiten Sonntag etwas gemeinsam unternommen, das fand ich nervig, weil es eine Pflicht war. Auch gab es früher einmal im Monat einen Familienrat, da wurden dann Probleme besprochen. Das fand ich ziemlich furchtbar, weil es auch so verpflichtend war. Es ist schließlich ganz normal, dass es bei so vielen Leuten in einem Haus mal lauter wird und es auch mal Konflikte und Probleme geben kann, die kläre ich dann aber lieber direkt. Ich bin ziemlich freiheitsliebend. Wenn es sich ergibt, trinken meine Mutter und ich eine Tasse Tee und wir reden über das, was ansteht. Mit meinem Stiefvater gehe ich eher spontan joggen oder so.

Ich glaube, wir sind sehr selbstständig erzogen, das geht auch gar nicht anders in einer großen Familie. Manchmal bin ich auch bei meinem Vater, früher waren wir jedes zweite Wochenende bei ihm, er wohnt nur etwa eine Dreiviertelstunde mit der Straßenbahn entfernt. Das ist jetzt weniger geworden, weil ich mehr Zeit mit Freunden verbringe, aber alle verstehen sich gut und es ist alles ganz entspannt.

Bald ziehe ich in ein größeres Zimmer, unten im Haus. Dort habe ich mehr Ruhe zum Lernen und eine eigene Eingangstür. Darauf freue ich mich schon.«

Platzprobleme

Es ist nicht viel Platz da. Aber Mutter Susan kennt die sehr viel bedrückenderen Platzprobleme ihrer Familie in Syrien und bleibt gelassen. Manchmal zieht jemand im Haus um, mal von unten nach oben, von oben nach unten, von links nach rechts. Auf dem ausgebauten Dachboden leben derzeit die beiden ältesten Kinder in zwei gemütlichen Zimmern mit vielen Schrägen. Im Obergeschoss befinden sich das Elternschlafzimmer, wo auch die kleine Saida mit untergebracht ist, und die Zimmer von Maya und Yasmin sowie ein Dusch- und ein Wannenbad. Im Erdgeschoss gibt es ein großes Wohn-Ess-Zimmer, Küche und WC. Im Keller ist neben dem Wäscheraum und einem Vorratsraum auch noch Annos Arbeitszimmer untergebracht, das als Gästezimmer mitgenutzt wird. Dort wird Elias bald einziehen, und dann setzt sich die Umzugskarawane erneut in Gang: Lina übernimmt sein größeres Zimmer auf dem Dachboden, und Yasmin zieht hoch in Linas Zimmer.

Lina (16): »Manchmal ist es mit einer Großfamilie stressig«

Lina besucht die elfte Klasse der Gesamtschule. Sie kocht und backt gern, liebt High Heels und hasst es, wenn eine der Schwestern ungefragt ihr Zimmer betritt.

»Eine große Familie zu haben, finde ich cool, und irgendwie ist es auch praktisch. Ich gehe mit Elias und Maya in dieselbe Schule, wenn man also zum Beispiel den Hausschlüssel vergisst, geht man schnell zu einem der Geschwister. Oder wenn man etwas vergessen hat, kann man schnell anrufen, ob die anderen es noch mitbringen, falls sie noch zu Hause sind. Allein wäre es langweilig, so ist es viel lustiger. Eigentlich muss ich, wenn ich abends rausgehe, ziemlich früh zu Hause sein, doch wenn zum Beispiel mein Bruder mitkommt, darf ich auch mal länger wegbleiben.

Manchmal ist es mit einer Großfamilie stressig, sodass ich mal meine Ruhe brauche. Deshalb bin ich auch nach oben gezogen. Als ich noch unten gewohnt habe, war ich häufig abgelenkt; weil ziemlich oft jemand ins Zimmer reinkam, jetzt kommt seltener jemand in mein Zimmer.

Gehe ich meinen Vater besuchen, ist es das genaue Gegenteil. Bei ihm ist es ruhig, weil er allein wohnt. Da kann man nachts noch laut Musik hören, aber hier muss man leise sein, und ich muss auch mehr machen als beim Papa. Ich koche zwei- oder dreimal in der Woche, meistens koche ich dann irgendwas, was da ist, oder ich spreche die Zutaten mit Mama ab und kaufe sie ein. Ab und zu müssen wir auch Saida nehmen. Das mache ich gern.

Kira Hanser

Ich glaube schon, dass wir mehr im Haushalt helfen müssen als andere. Von meinen Freundinnen wäscht keine selber ihre Sachen. Und wenn ich bei denen spontan übernachten will, rufen sie vorher schnell zu Hause an und fragen:, Mama, kannst du bitte noch ein bisschen mein Zimmer aufräumen?' Und dann hat das deren Mama schon gemacht!

Später möchte ich selber nicht so viele Kinder haben, das wäre mir zu stressig. Nach der Schule will ich ein Jahr ins Ausland gehen, dann Jura studieren und später will ich zwei oder drei Kinder, und dann reicht's. Ich will arbeiten und viel Geld verdienen, aber mit vielen Kindern muss man krass viel Geld haben, um dann noch genügend übrig zu haben. Aber unsere Großfamilie finde ich gut, die Mama ist sehr zufrieden mit uns, soweit ich weiß.«



Die Schwestern Lina und Maya. Lina (16): »Manchmal ist es mit einer Großfamilie stressig,«

Frag die Mama

Es klopft. Die jüngere Schwester Yasmin (9) kommt ins Zimmer. »Du, Lina«, fragt sie, »weißt du, wo die Nagelfeile ist?«

Lina antwortet: » Wir haben doch bestimmt 20 davon... Guck mal im Badezimmer in der goldenen Box!«

Yasmin: »Hab ich schon.« Lina: »Frag die Mama.«

Yasmin (9): »Manchmal nervt mich auch die Lautstärke, wenn alle durcheinanderreden«

Yasmin besucht die vierte Klasse einer Grundschule, sie singt, spielt Geige, tanzt Musical und Hip-Hop, geht zum Kickboxen und sammelt Schneekugeln auf dem Fensterbrett. Sie zeigt ihr Zeugnis: Als Beurteilungen stehen da zum Beispiel »ausgeglichen und hilfsbereit« und »in der Gruppenarbeit besonders kompromissbereit«. Dann serviert Yasmin Fencheltee in ihrem Zimmer. Bis vor ein paar Wochen hat sie sich noch das Zimmer mit ihrer Schwester Maya geteilt.

»Ich habe mir mein erstes eigenes Zimmer irgendwie anders vorgestellt. Manchmal fühle ich mich abends allein und kann nicht einschlafen, dann hör ich eine CD, und das hilft. Ich bin es nicht gewohnt, allein zu schlafen.

Seit ich ein eigenes Zimmer habe, habe ich es gern ordentlich. Seitdem muss ich aber auch meine Wäsche selber waschen, früher hat das Maya mitgemacht. Zum Waschen habe ich nie Lust, deshalb hilft mir die Mama noch oft. Jetzt habe ich immer genug Platz, um zu tanzen, ich denke mir gerne eigene Choreographien aus. Und ich kann singen, wann immer ich Lust habe, weil ich ein Zimmer für mich allein hab. Als Dienst muss ich nur Pflanzen gießen; beim Tischdecken helfen alle, oft räume ich den Tisch ab und räume auch die Spülmaschine ein und aus.

Hausaufgaben mache ich meistens schon in der Schule bis um drei oder vier Uhr. Wenn ich mal etwas nicht verstehe, frag ich die Erzieherin, wenn ich zu Hause bin, dann frage ich manchmal Elias und Lina. Ich mag es gern, wenn wir alle zusammen was spielen oder zusammen essen. Manchmal bin ich mit Mama, Papa und Saida allein, das ist dann auch sehr schön.

Manchmal nervt mich auch die Lautstärke, wenn alle durcheinander reden oder singen, dann will ich nur in mein Zimmer und alleine sein. Und das kann ich ja jetzt auch.«

Ohne Dienste geht es nicht

Im Hausflur steht ein Regal voll schwarzer Ordnungsboxen mit Ornamenten, eine für jedes Familienmitglied, mit goldenem Etikett in Herzform und Namen versehen. Es sind Kisten für Hausschuhe, Schals, Handschuhe, Mützen und all den ganzen Krimskrams, der rasch griffbereit sein sollte, wenn alle gleichzeitig morgens aus dem Haus wollen. Und es sind meisten die Dinge, die sonst gern »unerklärlicherweise« verschwinden oder an anderen Orten wieder auftauchen. Das Ordnungssystem zieht sich durch

alle Etagen: Susan hat andere persönliche Körbchen, mit Namen versehen, im Bad und persönliche Wäschekisten in den Zimmern aufgestellt.

Im Flur hängt eine große Glas-Magnetwand, auf der die täglichen Dienste aufgeschrieben sind: »Guten Morgen!« steht da, »Elias: Müll raus, Lina: Kochen, Maya: Handtücher, Yasmin: Pflanzen gießen«. Ohne Dienste geht es in einer solchen Großfamilie nicht. Nur die Grundreinigung ist ausgelagert: Montags kommt eine »Putzperle«.

Am Kühlschrank hängen die Stundenpläne und eine wöchentliche Einkaufsliste mit Grundnahrungsmitteln (»zwei Kilo Tomaten, zwei Kilo Äpfel, sechs Zitronen...«). An einigen Stellen im Haus verteilt finden sich Annos Schilder, die helfen sollen, den Alltag gemeinsam zu bewältigen. Als freundliche, aber präzise Gedächtnisstütze. Wie an der Geschirrspülmaschine, mit rotem wasserfestem Stift geschrieben: »Knopf nur leicht drücken.« Eine Erinnerung am Messerblock: »Ich gehöre nicht in die Spülmaschine.« Und ein Schild vor der Kellertreppe mahnt: »Kellertür bitte immer schließen und Licht aus. Macht's behaglicher und spart Strom und Heizkosten.«

Maya (13): »Jeder hier im Haus hat einen Job, den er zu tun hat«

Maya besucht die 8. Klasse der Gesamtschule. Sie singt und tanzt, möchte Musicalsängerin und Psychologin werden. Sie liebt Nagellack und hat mit ihren Schwestern ein Lackalbum, in dem Nagellacke aufgelistet sind, damit die Mädchen wissen, welche Sorten sie haben.

»Ich bin daran gewöhnt, in einer großen Familie zu leben, und kann es mir gar nicht vorstellen, wie es anders sein könnte, und will es mir eigentlich auch gar nicht vorstellen. Erst seit Kurzem habe ich mein eigenes Zimmer, nachdem Yasmin und ich uns dauernd gestritten haben. Ich mag mein neues Zimmer, es ist schön, ein Gewinn! Ich bin sehr gern für mich allein, bastle, schreibe, singe und höre Musik. Manchmal stehen meine Geschwister im Flur vor meiner Tür herum, kommen rein, gehen raus, kommen wieder rein, gehen raus, dann nervt das. Wenn meine Freundinnen da sind, dann kommt Yasmin ins Zimmer, aber ich möchte auch mal mit denen allein sein. Dann ist meine kleine Schwester traurig, das will ich nicht, das ist dann eine schwierige Situation.

Jeder hier im Haus hat einen Job, den er zu tun hat. Ich muss immer die Handtücher waschen, wenn der Handtuchkorb im Badezimmer voll ist; manchmal vergesse ich es, dann erinnert mich die Mama. Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, wenn Mama die Handtücher gewaschen hat. Wenn sie trocken sind, falte ich sie in meinem Zimmer zusammen und lege sie in den Badezimmerschrank.

Neulich waren Mama und Anno in einem Theater, hier um die Ecke, da habe

ich auf Saida aufgepasst. Mama war die ganze Zeit über SMS erreichbar und Elias und Lina waren auch hier. Saida ist so süß, und ich habe sie geschuckelt, bis sie eingeschlafen ist, obwohl ich selbst schon so müde war. Später möchte ich auch zwei bis vier Kinder!

Jeden Dienstag gehe ich zu meinem Papa. Anno ist ja nicht mein richtiger Papa, aber wir sind eine Familie geworden, als ich zwei Jahre alt war, und ich wüsste nicht, was ich ohne ihn machen würde. Es ist ein schönes Kuddelmuddel.

Einschränken müssen wir uns nicht. Ich bekomme zwar manchmal unregelmäßig Taschengeld, aber die Handyrechnung wird bezahlt, und wenn ich Geld brauche, bekomme ich immer etwas. Wenn ich bei meinem Papa bin, dann reche ich das Laub zusammen und bekomme dafür etwas; und für Anno Hemden bügeln gibt auch Geld. Was ich auch gut finde, dass festgelegt ist, wann wer zu Hause ist. Montag und Mittwoch ist Mama da, Dienstag bin ich bei Papa, Donnerstag ist Anno da, Freitag beide. Da kann man sich immer darauf verlassen.«

Familienregeln

Ein besonderes Familienregelwerk hängt seit fünf Jahren im Flur, hinter Glas gerahmt und auf orangefarbenem Papier. Die älteren Kinder und die Eltern haben einen Regelsatz für das Zusammenleben geschrieben:

»Erstens: Wir vermeiden Streit und denken daran, dass wir uns alle lieben. Wir wollen noch lange zusammenleben.

Zweitens: Wir nutzen und genießen die Zeit, die wir zusammen sind.

Drittens: Jede/r hat das Recht auf Rückzug und Konfliktklärung. Wer während eines Streits Rückzug braucht, muss nach 30 Minuten auf seinen/ihre Kontrahenten/in zugehen und Frieden und Klärung anbieten.

Viertens: Wir halten zusammen und können uns grundsätzlich vertrauen.

Fünftens: Wir unterstellen nur Gutes und versuchen uns nicht angegriffen zu fühlen. Keine Schimpfwörter, keine Gewalt!«

Susan (40): »Ich bin einfach dazu gezwungen, konsequent zu sein« Susan, die fünffache Mutter, leitet neben ihrer freiberuflichen Arbeit ein interkulturelles Mädchengesundheitsprojekt bei der Beratungsstelle

ein interkulturelles Mädchengesundheitsprojekt bei der Beratungsstelle Pro Familia.

»Ich bin geprägt durch zwei verschiedene Kulturkreise, den freiheitlichen, individualistischen aus Deutschland und den bunten, sinnlichen, >alle für einen und einer für alle< aus Syrien, dem es grade heute leider sehr schlecht geht. Als Mädchen



Susan und Anno sind seit elf Jahren ein Paar. Susan: »Heute geht es uns richtig gut.«

war das nicht immer einfach. Das kraftvolle Frausein und auch den Wunsch, in einer Großfamilie zu leben, habe ich eher aus der arabischen Kultur mitgenommen. Heute arbeite ich mit Patchworkfamilien und Mädchen, die mit verschiedenen Zuwanderungsgeschichten hier in Deutschland kraftvoll und selbstbestimmt leben möchten. Das ist eine sehr schöne und befriedigende Arbeit, es ist eindeutig nicht nur Beruf, sondern auch Berufung. An der Schule für orientalischen Tanz hängt mein Herz besonders. Ein Ort, an dem Frauen sich mit ihren Körpern versöhnen und sinnlich in ihre Kraft tanzen, ich liebe es.

Wie wir alles unter einen Hut kriegen? Die Kinder, den Haushalt, die Arbeit, die Freundinnen, die Liebe, das versuche ich gar nicht erst. Ich denke vielmehr in verschiedenen Hutschachteln. Wenn ich arbeite, arbeite ich ganz, wenn ich zu Hause bin, bin ich ganz zu Hause. Ich vermische das nicht. Wenn ich zu Hause bin, ist mein Handy aus.

Glücklicherweise haben meine Kinder kaum Probleme in der Schule. Meine Freundinnen, die Einzelkinder haben, lernen zum Teil rund um die Uhr und für jede Arbeit mit ihren Kindern, das könnte und wollte ich gar nicht. Wenn die Kinder eine schlechte Arbeit schreiben und ich merke, sie haben es nicht mehr selber im Griff, helfe ich natürlich. Das kommt aber zum Glück selten vor.

Ich liebe meine Kinder abgöttisch, ich bin eine richtige arabische Löwenmama. Wenn jemand meinem Kind was tut, gnade ihm! Meine Kinder begleite ich durchs Leben. Es ist berührend zu sehen, wie sie miteinander umgehen, wie sie sich gegenseitig unterstützen, trösten, aussprechen und wie sie zusammenhalten, auch in schwierigen Situationen. Ich stehe zu und hinter Elias, Lina, Maya, Yasmin und Saida und bin ständig aufs Neue erstaunt und begeistert von ihnen. Meinem Mann Anno bin ich sehr dankbar für seine Gelassenheit und Konstanz. Ich muss sehr strukturiert sein: So verabrede ich mich zum Beispiel mit den Kindern, damit es auch Begegnungen ohne die anderen geben kann. Und die Kinder lernen, ihre Bedürfnisse zu äußern. Wenn ein Mädchen quatschen oder kuscheln will, sagt sie es, dann sorgen wir dafür, dass das geht. Es ist gar nicht so, dass ich propagieren würde, dass Kinder mit zwölf Jahren ihre Wäsche selber waschen und in den Trockner legen sollten, aber bei uns geht es überhaupt nicht anders. Ich falte die Sachen dann mit Maya und Yasmin. Aber was soll ich einem Siebzehnjährigen die Wäsche waschen? Er kann das, und wenn er auszieht, kommt er klar.

Ich bin einfach dazu gezwungen, konsequent zu sein und die Kinder in eine Form von Eigenverantwortung zu schubsen, was auch einhergeht mit einer Form von Freiheit. Trotzdem bin ich ihnen sehr nah und wir besprechen mehr als die meisten anderen Familien, die ich kenne.

Ich will arbeiten und mein Leben leben, natürlich stelle ich meine Bedürfnisse oft zurück, die Kinder sind zwar im Moment mein wichtigster Lebensinhalt, aber eben nicht der einzige Sinn meines Lebens.

Es gibt den schönen Spruch: Die beste Mutter ist die ausreichend gute Mutter. Daran glaube ich fest. Wenn die Kinder groß genug sind, hoffe ich, dass sie sich frei von mir lösen können – und ich von ihnen. Im Moment genieße ich es, die fünf bei mir zu haben, und ich weiß jetzt schon, dass ich immer wieder auf Zusammenkünften bestehen werde, mal einzeln und mal alle zusammen, ganz arabische Großfamilie eben, das Beste aus beiden Welten.

Als ich Anno kennenlernte, war ich alleinerziehend mit drei Kindern und hatte wirklich sehr wenig Geld. Das war schon ziemlich ätzend. Ein extrem unangenehmes Gefühl, wenn es selbst für Schulbücher nicht reicht.

Heute geht es uns richtig gut, wir sind lebendig, bei uns ist immer was los, wir haben alle einen guten Kontakt zueinander, und wir vertrauen dem Leben. Und ab und zu finden Anno und ich sogar Zeit für ein Tänzchen in der Küche oder ein Wochenende zu zweit.«

Das Nesthäkchen

Saida, die acht Monate alte Tochter, gluckst, lacht und zieht sich langsam an den Stangen des Laufstalls im Wohnzimmer hoch. Sie ist der Mittelpunkt, und bekommt viel Aufmerksamkeit. Sie wird von allen geknuddelt und geherzt. Schon kurz nach ihrer Geburt, hier im gelben Haus, gingen die Eltern wieder arbeiten. Saida ist immer dabei, damit Mama Susan sie stillen kann. Für die Eltern eine optimale Lösung, die Nähe zum Kind und die Arbeit zu verbinden. Saida bedeutet auf arabisch Glückseligkeit.

Anno (45): »Ich genieße deshalb die unkonventionelle Großfamilie, sie ist wärmer und kraftvoller«

Anno ist überlegt und ruhig, redet nicht, ohne vorher über seine Wortwahl nachgedacht zu haben. Er ist für den Großeinkauf und die anfallenden Hausmeister- und Handwerksarbeiten zuständig und kocht hin und wieder.

»Meine Frau und ich sind ein eingespieltes Team und ergänzen uns fast perfekt. In vielen Themen sind wir uns einig, zum Beispiel in gesellschaftspolitischen Ansichten oder auch bei der Freizeitgestaltung und Urlaubsplanung. Zum Glück singt sie selber gern und hat Verständnis dafür, dass ich unter der Dusche Opernarien schmettere. In der Erziehung haben wir eher konträre Stile, die sich ergänzen – aber manchmal kracht's auch. Wir haben eine gute Streitkultur und haben es bisher immer geschafft, versöhnt zu Bett zu gehen.

Ich liebe Ordnung und habe mir im Laufe des Lebens Strukturen angeeignet, die ich auch gerne vorlebe und weitergebe. Ich habe Dienstpläne, Hinweisschilder und andere Ordnungssysteme konsequent in die Familie eingebracht, weil ich vom Nutzen für alle überzeugt bin. Zunächst gab es einige Widerstände, weil Susan Angst hatte, ihr geliebtes kreatives Chaos aufgeben zu müssen. Doch dann hat sie gemerkt, dass Ordnung auch kreativ und sinnlich sein kann. Ich steuere gern Prozesse und fühle mich verantwortlich für diese Lebensgemeinschaft. Kein Mensch weiß ja vorher, wie es ist, Kinder zu haben. Wie geht man verantwortungsvoll damit um? Regelwerke und Ratgeber gibt es zuhauf, aber ich will unseren einzigartig stimmigen Weg finden!

Als wir uns kennenlernten, hatten wir ja beide schon Kinder und haben diese gegenseitig angenommen – wobei wir die Position der leiblichen Elternteile natürlich immer respektiert haben. Elias, Lina und Maya sind mir sehr ans Herz gewachsen und wir sind ganz selbstverständlich eine Familie. Ich habe schon lange den Wunsch, auch durch die Namensgebung zu zeigen, dass wir alle zusammengehören. Für mich ist es nicht nur stimmig, sondern erfüllt mich mit Dankbarkeit, dass wir jetzt Bagdach-Lauten heißen!

In meiner täglichen Coaching-Arbeit mit Führungskräften, Ärzten et cetera merke ich, wie die Erfahrungen aus dem Familienalltag meine akademische Ausbildung ergänzen. Das hilft mir, komplexe Beziehungsstrukturen zu verstehen und Lösungen für berufliche und persönliche Schwierigkeiten anzubieten.

Ich persönlich komme aus einer kleinen Familie mit »nur« einem Bruder, die weitgehend durch Zerrissenheit geprägt war. Ich genieße deshalb die unkonventionelle Großfamilie, sie ist wärmer und kraftvoller. Reines Leistungsstreben unter Ausschluss von Familienbanden schließt elementare Aspekte des Lebens aus. Unter anderem zerfällt unsere Gesellschaft, weil sich Individuen zu sehr separieren – und schließlich unsozial handeln und in Einsamkeit und Depression landen. Der goldene Weg liegt wohl zwischen Individualismus und Altruismus, Geben und Nehmen, »Chillen« und »Action«.

Kinder haben in einer großen Familie Eigenverantwortung nötiger. Sie werden zwar manchmal verwöhnt, aber nicht verhätschelt. Sie sollen »Leben lernen«, ein Bewusstsein für die Bandbreite des Lebens entwickeln, für Rechte und Pflichten, richtig und falsch, impulsiv und überlegt.

Mein persönliches Ziel ist es, Liebesbeziehung, Beruf, Haushalt und Kinder stets im guten Gleichgewicht zu halten. Das kostet Zeit, Kraft und Geld. Aber wenn ich die andere Seite der Medaille betrachte, ist da ein unendlicher Reichtum, Gesundheit, Glück, Ressourcen, Potenzial, Wärme, Liebe..., und das gibt auch Kraft und Rückhalt. Und seit wir uns den wöchentlichen Großeinkauf nach Hause liefern lassen, habe ich auch wieder Zeit für Sport.«

Neue Initialen im Familienbaum

Am Esstisch mit Blick auf die Terrasse unter dem Walnussbaum überlegt die Familie an diesem Sonntag, wann sie neue Namensinitialen in die Borke des Baumes ritzt. Sieben an der Zahl.

Wulf Schmiese

»Große Familien machen die Gesellschaft heiterer«

Franz-Josef Wuermeling war Deutschlands erster Familienminister. Als Vater von fünf Kindern setzte er sich besonders für große Familien ein – und ertrug dafür viel Spott. Sein Enkel Joachim hat selbst fünf Töchter. Er erinnert sich: »Großvater war extrem intolerant, doch seine Sorge war: Wenn die Familien zerbrechen, zerbricht am Ende der Staat.« Eine Annäherung an einen großen Namen.

Wie sittenstreng sein berühmter Großvater war, kann Joachim Wuermeling noch heute überall im Land lesen. In jeder Kneipe, jedem Kiosk und allen Restaurants hängt ein Schild in silbernem Rahmen mit dreizehn Verbotsparagrafen. Es dient »dem Schutze unserer Jugend«, wie es der Großvater verlangte.

Dieser Großvater war ein mächtiger Mann: Franz-Josef Wuermeling hieß er. »Bundesfamilienvater« nannten sie ihn 1953 in der Presse. Er war Deutschlands erster Familienminister. Vieles, was heute zum festen Inventar der Bundesrepublik gehört, geht auf ihn zurück: vom Kindergeld über den Steuerfreibetrag für Familien bis hin zum BAföG.

Allen größeren Familien war der Name Wuermeling aber vor allem deshalb ein Begriff, weil er ihnen das Bahnfahren verbilligte. Was offiziell bei der Deutschen Bundesbahn »Bescheinigung zur Fahrpreisermäßigung für kinderreiche Familien« hieß, wurde vom Volk »Karnickelpass« genannt. Oder schlicht »der Wuermeling«.

Wuermelings große Zeit war die Ära Adenauer. Der »Auszug aus dem Jugendschutzgesetz«, der bis heute in den Lokalen hängt, stammt aus dem Jahr 1957: Kindern und Jugendlichen unter 16 Jahren ist der »Aufenthalt in Gaststätten« allein nur zwischen 5 Uhr und 23 Uhr gestattet und wenn sie »eine Mahlzeit oder ein Getränk einnehmen«. Verboten wird ihnen »Branntwein« oder »branntweinhaltige Getränke« und »Tabakwaren« sowie die alleinige »Anwesenheit bei öffentlichen Tanzveranstaltungen«.



Großfamilie Franz-Josef und Maria Wuermeling (Mitte) im Garten des Hauses in Bonn-Bad Godesberg, Sohn Georg links vom Minister, links außen Enkel Joachim Wuermeling im Alter von drei Jahren. Das Bild entstand 1963, F.-J. Wuermeling war gerade als Bundesminister ausgeschieden.

Zechen, Saufen, Rauchen, Partys – von alledem wollte Minister Wuermeling den Nachwuchs fernhalten. »Mein Großvater war beim Kölner Karneval nicht zu gebrauchen«, erinnert sich sein Enkel Joachim. »Er wurde dann immer ins Hotel geschickt, damit der Rest der Familie ungestört feiern konnte.«

Der Rest der Familie war eine riesige Schar. Der Minister, geboren im Jahr 1900 in Berlin, wuchs bereits mit fünf Geschwistern auf und hatte später selbst fünf Kinder. Seine Söhne waren wiederum kinderreich, und deren Kinder ebenso.

»Jeden Herbst ließ Großvater ein Familienfest ausrichten«, erzählt Joachim Wuermeling. Jahr für Jahr sei ein anderer Onkel als Organisator an der Reihe gewesen – bis der Großvater 1986 starb. »Wir fühlten uns als Kinder stark, weil unsere Großfamilie gleich ein ganzes Hotel ausbuchen konnte«, schwärmt der Enkel.



Bei Minister Wuermeling am Esstisch. Am Kopfende Franz-Josef Wuermeling, links von ihm seine Frau Maria, daneben die drei erwachsenen Söhne, von hinten die beiden erwachsenen Töchter.

Wer jedoch den moralischen Vorstellungen des Ministers nicht entsprach, bekam dessen unnachgiebige Strenge zu spüren – auch wenn er zur engsten Familie gehörte. Eine Verwandte wurde nicht mehr eingeladen, weil sie einen Protestanten geheiratet hatte. Und als eine andere sich scheiden ließ, war der Großvater außer sich war vor Empörung.

Joachim Wuermeling sortiert verblichene Familienfotos auf seinem Berliner Esstisch, während er diese Geschichte erzählt. Die meisten sind unscharf, verwackelte Schnappschüsse – Zufallsbilder. Nur auf einem einzigen davon ist der Bundesfamilienminister im Kreise seiner eigenen Familie zu sehen: mit seiner Frau Maria und den fünf jugendlichen Kindern im heimischen Speisezimmer der Bonner Doppelhaushälfte. Minister Wuermeling sitzt am Kopf des Tisches, an dem das Essen serviert wird.

»Das hier ist mein liebster Onkel«, sagt Joachim Wuermeling und zeigt auf einen jungen Mann in Priesterrobe. »Zwischen ihm und Großvater war lange Sendepause.« Dabei hatte dieser Ministersohn einen Weg eingeschlagen, den sein streng katholischer Vater für einen Segen hielt. Er war in einen Orden eingetreten. »Dann hat er sich in eine Frau verliebt«, erzählt Joachim Wuermeling, »und er hat sie geheiratet.«



Joachim Wuermeling zeigt das einzige Bild, auf dem er allein mit seinen Großeltern zu sehen ist.

Franz-Josef Wuermeling hielt von dem Gelübdebruch gar nichts und von der neuen Liebe seines Sohnes sehr wenig. Er brach den Kontakt ab. »Er war sehr rigoros«, sagt sein Enkel. Etliche Jahre später sei der Onkel aber wieder dabei gewesen, sogar mit seiner Frau und dem gemeinsamen Kind.

Aus dem Stapel Schwarz-Weiß-Bilder fischt Joachim Wuermeling das einzige, auf dem er mit den Großeltern allein ist. »Da wurde ich mal schnell zum Vorzeigen vorbeigebracht.« Das Foto zeigt ihn als Säugling, die Großmutter hält ihn liebevoll im Arm. Der Großvater schaut mit dem routinierten Interesse eines Ministers auf sein viertes Enkelkind. »Zärtlich war er uns gegenüber nie«, sagt Joachim Wuermeling. Die Wärme habe die Großmutter Maria gespendet. »Sie war die Seele, das Ideal an Herzlichkeit in Reinform.« Den Großvater hingegen hätten die Enkel zwar als zugeneigt, zugleich jedoch als »distanziert, kühl und nüchtern« wahrgenommen.

»Es gab während meiner Kindheit kaum bilaterale Besuche.« Joachim Wuermeling sagt »bilateral« ganz ohne Ironie. Der Minister blieb auch familiär eine Hoheit. »Er sah sich ganz selbstverständlich als *pater familias*, als der Patriarch aller Wuermelings«, sagt der Enkel, »Kinder wurden von ihm kaum beachtet.« Erst als Joachim erwachsen war und der Großvater schon achtzig, wurde der Enkel als Gesprächspartner ernst genommen.

Das Baby-Foto entstand in Joachims Geburtsjahr 1960. Da war sein Großvater auf dem Höhepunkt der Macht angelangt. Seit sieben Jahren diente er schon als Bundesminister. Die Union regierte seit drei Jahren allein mit absoluter Mehrheit. Wuermeling hatte einen guten Draht zum »Alten«, wie Konrad Adenauer, Deutschlands erster Bundeskanzler, genannt wurde. Es war absehbar, dass er nach der kommenden Bundestagswahl 1961 auch im vierten Kabinett Adenauer sein Ressort würde behalten können.

Dabei war Wuermeling nicht Adenauers erste Wahl gewesen. Ursprünglich hatte der Kanzler einen ganz anderen zum Bundesfamilienminister machen wollen, den umtriebigen Vorsitzenden der CSU-Landesgruppe Franz Josef Strauß. Doch Strauß lehnte das Angebot mit der ehrlichen Begründung ab: »Herr Bundeskanzler, damit würde ich die Witzfigur der Nation«, zitiert Adenauers Biograf Hans-Peter Schwarz den damaligen Jungstar aus Bayern. »Ich bin jetzt 38 Jahre, unverheiratet, ohne Familie – werde ich Familienminister, so fordert das alle Karikaturisten geradezu heraus «

Das neue Familienressort vertraute Adenauer dem um 15 Jahre älteren Franz-Josef aus Bonn an, der mit seinen fünf Kindern bessere Voraussetzungen bot. Damit war zugleich der Kabinettsproporz gewahrt: Wuermeling galt als Vertreter des streng kirchentreu katholischen und anti-liberalen CDU-Flügels. Er hatte nach dem Krieg die CDU mitbegründet, gehörte zur ersten Parteigarde in Rheinland-Pfalz.

Und nun: Bundesfamilienminister! Diese Rolle war ihm wie auf den Leib geschrieben. Adenauer wusste aber zu diesem Zeitpunkt längst, dass er sich mit Wuermeling keinen Jasager in die Mannschaft holte. Der neue Mann im Kabinett sollte noch für viel Ärger sorgen – und manches Mal mit Rücktritt drohen.

»Meinem Großvater waren seine Überzeugungen stets wichtiger als sein Amt«, sagt der Enkel Joachim. Haltung bis hin zum Starrsinn wurde Franz-Josef Wuermeling schwarz auf weiß bescheinigt in fast jedem Zeitungsartikel, von denen sein Enkel etliche fotokopiert auf dem Tisch liegen hat. Er gehöre gewiss nicht »zur Gattung der wirbellosen Weichtiere«, lobte die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« Wuermeling 1953, nachdem er für das neue Ressort benannt worden war. Als kompromisslosen Klerikalen und bekannt für »zügellose Ausfälle im Wahlkampf« beschreibt ihn »Die Zeit«, weil er einst die FDP mit den Nationalsozialisten gleichgesetzt hatte wegen ihrer Forderung, die Konfessionsschulen abzuschaffen.

So hatte er schon vor seiner Ministerzeit den Ruf als unbequemer Streiter, vor allem wenn es um die Rechte für Familien ging. »Mein Großvater

wollte Sicherheit für Familien«, sagt Joachim Wuermeling. »Denn er hatte selbst erlebt, wie das ist, wenn man den Job verliert und trotzdem eine Handvoll Kinder ernähren muss.«

Das war zur Zeit des Nationalsozialismus. Als eben erst promovierter Berufsstarter und bereits hoch anerkannter Jurist und Volkswirt, erst im Preußischen Innenministerium und dann als Finanzdezernent in Kassel, weigerte sich Franz-Josef Wuermeling nach Hitlers Machtübernahme 1933 beharrlich, in die NSDAP einzutreten. Kaum ein Beamter wagte das. Wegen der »Ablehnung der Persönlichkeitsrechte und der Gewissensfreiheit« wollte Wuermeling die Politik der Nazis aber absolut nicht unterstützen.

Die Nazis versuchten den fünffachen Vater dennoch zu ködern, über sein Faible für große Familien. So solle er zumindest der nationalsozialistischen Hilfsorganisation »Reichsbund der Kinderreichen« beitreten. Auch das wollte er nicht, weil die »Nichtanerkennung der gottgesetzten natürlichen Ordnung« seinem Denken widersprach. Die Folgen waren absehbar: Wuermeling wurde wegen »politischer Unzuverlässigkeit« 1938 aus dem Beamtenstand entfernt. Er akzeptierte das als »Selbstwahrung« und schlug sich als Angestellter in der Basalt-Industrie durch.

Nach Kriegsende kehrte er zurück in die Politik. Die Bundesrepublik war eben erst gegründet, da gehörte Wuermeling bereits zur höchsten politischen Elite. Er wurde gleich Adenauers erster Kanzleramtschef und saß seit 1949, also von Anbeginn, im Bundestag. Wuermeling galt als einer der besten Redner im Parlament, gefürchtet allerdings auch in den eignen Reihen wegen seiner angriffslustigen und verletzenden Polemik. Die Opposition nannte ihn einen Eiferer, jedenfalls wurde er als eifriger Zwischenrufer sehr früh schon in den Protokollen des Bundestags verewigt. Seine Stimme wurde von Zeitgenossen als »grob, laut und hart« beschrieben, er habe »deutlich berlinert« und »wohltuend offen« gesprochen.

Um seine Meinung zu unterstreichen, hat er offenbar heftig mit den Armen gerudert; ein dünner, großer Mann »mit einem etwas zu klein geratenen Kopf«, wie ihn ein Parlamentsreporter porträtierte. »Sein Temperament schießt ihm aus Mund und Augen. Er ist impulsiv, und nichts Unterwürfiges und Kriecherisches ist an ihm.«

Joachim Wuermeling hält die sechzig Jahre alten Kritiken über seinen Großvater für mehr oder weniger treffend. »Er war eben ganz fest orientiert an seiner eigenen Lebenseinstellung.« Zwar sei er kein frömmelnder Typ gewesen, aber durchaus stolz auf den Vorwurf, ein katholischer Fundamentalist zu sein. Der katholische Traditionalismus lag ihm sozusagen auf den Genschleifen. Sein Vater hatte im 19. Jahrhundert bereits als streng

katholischer Zentrumsmann eine preußische Beamtenkarriere gemacht. Er war Oberpräsident – somit der ranghöchste Beamte überhaupt – der Provinz Westfalen.

»Für mich war es wichtig, diese Familientradition fortzuführen«, sagt Joachim Wuermeling. Er studierte Jura – in der sechsten Generation – und machte selbst eine politische Karriere in der Union. Wie die Vorväter schlug Joachim eine steile Beamtenlaufbahn ein. Auf deren Höhepunkt war er beamteter Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium. 2008 wechselte er in die Verbandswirtschaft und ist heute Vorstandsvorsitzender des Verbands der Sparda-Banken.

In seinen bundespolitischen Jahren traf Joachim Wuermeling etliche Menschen, die seinen Großvater noch gekannt hatten. Helmut Kohl etwa, der als junger Landespolitiker einst in der CDU gegen den »stockkatholischen« und »tiefschwarzen« Franz-Josef Wuermeling antrat – und unterlag. »Die Jungen wie Kohl hielten meinen Großvater damals für hartgesotten mit einer gewissen radikalen Haltung.«

Über manche Äußerung, manche Engherzigkeit, die von seinem Großvater überliefert ist, muss auch der Enkel lachen oder mit dem Kopf schütteln. Besonders in Fragen der öffentlichen Moral meldete sich Franz-Josef Wuermeling unverblümt zu Wort. Er hielt den Kinohit »Die Sünderin« für Frevel. Wegen der Nacktszene mit Hildegard Knef sei der Streifen ein schlimmes Beispiel für Filme mit »ehezerstörenden Tendenzen«, wetterte er in einer Bundestagsdebatte dagegen. Er motzte sogar über die Darstellung der nackten Europa auf den Fünfmarkscheinen. »Bundessittenwächter« witzelten die Medien, als er 1958 den Verkauf von Kondomen aus Automaten verhindern wollte. Noch im hohen Alter drohte Wuermeling mit Parteiaustritt, weil sein CDU-Landesvorsitzender Kurt Biedenkopf als verheirateter Mann eine Liebschaft hatte, von der jeder wusste.

»Auch wenn ich in vielen Punkten seine Meinung nicht teilte, fand ich seine Unverrückbarkeit bewundernswert. So eindeutig sein, das habe ich auch immer gewollt«, sagt der Enkel. »Mein Großvater war in manchen Dingen extrem intolerant, für ihn galten bestimmte moralische Vorstellungen eben. Er zog daraus eine Selbstsicherheit, die ich für vorbildlich halte.«

Joachim Wuermeling kramt einen Schnipsel aus dem Sakko, den er vor wenigen Tagen im Flugzeug aus der »Süddeutschen Zeitung« herausgerissen hat. Darin geht es um Totenrituale; wie und warum die verschiedenen Völker und Kulturen mit dem Andenken an die Ahnen umgehen. Ein Völkerkundler aus Yale wird zitiert, der die überall auf der Welt wichtige Rolle von Vorfahren so deutet: »Es entstehen Ahnen, die sich als Wächter der Moral und Agenten der sozialen Kontinuität nutzen lassen.« Die längst

Verstorbenen seien der Maßstab, an dem sich die Nachgeborenen orientierten, auch ohne ihn jemals zu erreichen. Darin sieht der Enkel sein Verhältnis zum unbequemen Großvater widergespiegelt.

Aus einem Schubkasten seines Wohnzimmerregals holt Joachim Wuermeling ein in Leinen gebundenes Buch hervor. Er trägt es mit beiden Händen zum Tisch, weil es groß und schwer ist. Es sind die Familienerinnerungen seines Urgroßvaters, des einstigen preußischen Oberpräsidenten und Vaters des Ministers.

Im Vorwort von 1932 ermahnt er die Nachfahren, ein »umschlingendes Band der Familienzugehörigkeit« zu bilden. »Leider ist diese Pflege der Familienkunde in bürgerlichen Familien noch viel zu wenig Sitte, obwohl sie doch ebenso von Wert sein müsste wie für adlige Familien, die von alters her gewohnt sind, die Familienüberlieferungen zu pflegen und aufzuzeichnen.« Hier also war schon festgeschrieben, was das Wichtigste, was der Kern der Gesellschaft aus Sicht der Wuermelings sein sollte: die Familie, je größer, desto besser.

»Aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass mein Vater jemals mit uns gespielt hätte«, sagt Joachim Wuermeling. Auch sein Vater werde das nicht gekannt haben von dessen Vater, dem Minister. »Als Väter großer Familien haben sie die Kinder als Schar wahrgenommen, nicht als Individuen.«

An der Wand von Joachim Wuermelings Wohnung in Berlin hängen die Porträts seiner eigenen fünf Kinder. Es sind alles Töchter, drei schon Jugendliche, zwei noch im Dreiradalter. »Mir geht es als Vater ähnlich. Die Grundhaltung setzt sich fort. Überhaupt zu Hause zu sein, ist doch auch schon etwas«, sagt Joachim Wuermeling. Da sei er sich mit den ebenfalls kinderreichen Vätern seiner Generation der Familie Wuermeling einig. »Wenn so viel Kinder da sind, sollten die doch nicht die Eltern zum Spielen brauchen. Die haben ja einander dazu, so wie wir früher auch.«

»Für mich und all meine Geschwister war unser Vater immer Leitstern der Truppe«, sagt Joachim Wuermeling. »Er war unser Familienvorstand und oberster Ansprechpartner.« Diese Rolle habe sein Vater Georg nach dem Vorbild des Großvaters für die eigene Familie übernommen. Georg war der zweitgeborene Sohn des Ministers. Er hat viele Briefe an den eigenen Vater geschrieben, voller »Ehrerbietung und Bewunderung«, wodurch sie eine »Riesendistanz« offenbarten. Aber es scheine auch so, als habe es einen »Wettbewerb um Anerkennung« gegeben, sagt Joachim Wuermeling, der die Post seines Vaters an seinen Großvater erst nach dem Tod beider las. Sein Vater Georg war ebenfalls Politiker geworden, ein beliebter und geachteter Landrat im hessischen Limburg. Auf seinem Schreibtisch habe ein Schild gestanden mit der Aufschrift: »Für Familie, Kirche, Vaterland«.

Das sei wie ein Gebot der Sippe gewesen, und tatsächlich hätten Vater Georg und Großvater Franz-Josef die meiste Kraft für die Allgemeinheit verwendet. »Davon kannst du ja auch ein Lied singen«, sagt Joachim Wuermeling und wendet sich, wie zur Entschuldigung, seiner Frau Birte zu.

Sie war früher Pressereferentin bei einem großen Pflegeverband. Als Mutter hat sie ihren Beruf für viele Jahre ruhen lassen. »Die Wuermeling-Männer haben ihre Rolle als Familienväter total vernachlässigt«, sagt sie halb im Scherz. Ihr Mann stimmt ihr zu. Für sein eigenes Elternhaus habe zumindest noch voll und ganz gegolten, was sein Großvater voller Pathos so ausdrückte: »Die Frau ist das Segen spendende Herz der Familie.« Heutzutage sei manches einfacher geworden, nicht zuletzt wegen besserer Versorgung mit Krippenplätzen. Seit auch die jüngste Tochter in die Kita geht, ist Birte Wuermeling freie Kommunikationsberaterin. »Aber den Konflikt zwischen Familie und Beruf kennt heute jede Frau, die Kinder hat«, sagt sie.

Diesen Zwiespalt für Frauen hatte der Minister Wuermeling auf seine Weise politisch verhindern wollen: Staatliche Förderungen sollten Familien finanziell helfen; wenn auch niemals in dem Maße, dass ihnen Luxus finanziert würde. Joachim Wuermeling berichtet, wie er das daheim erlebt hat: »Eine ordentlich situierte Nachbarin meiner Eltern arbeitete halbtags. Mein Vater lästerte darüber und sagte: ›Die geht halt Putzen für den Familien-Mercedes.‹« Diese Haltung hatte der Großvater noch öffentlich vertreten. Als Minister unterstellte er arbeitenden Ehefrauen und Müttern »Konsumwut«, wie er überhaupt einen zunehmenden »Wirtschaftsegoismus« in der jungen Bundesrepublik beklagte. »Für Mutterwirken gibt es nun einmal keinen vollwertigen Ersatz«, sagte er. »Eine Mutter daheim ersetzt vielfach Autos, Musiktruhen und Auslandsreisen.«

Dieses Frauenbild empörte viele im Land. Die SPD warf Wuermeling vor, die gesetzlich längst verankerte Gleichstellung der Frau unter familienpolitischem Vorwand faktisch rückgängig machen zu wollen. Die FDP hielt es ordnungspolitisch für falsch. Für Liberale war es »Umverteilungssozialismus«, Familien staatliche Prämien zu geben, damit Mütter am Herd bleiben. So parteiideologisch habe sein Großvater das gar nicht gesehen, sagt Joachim Wuermeling. »Seine Sorge war: Wenn die Familien wegen Geldnot oder Geldgier zerbrechen, zerbricht am Ende der Staat als Gemeinschaft.«

Franz-Josef Wuermeling führte deshalb bereits im ersten Deutschen Bundestag die »Kampftruppe Familie« an, wie das damals von den Fraktionskollegen spöttisch genannt wurde. Er und seine Mitstreiter hielten es für ungerecht, dass Familieninteressen immer schon bloß als sozial-

politische Aufgabe gesehen wurden. Sein Enkel hält das für hochaktuell: »Er wollte nicht, dass Kinderreiche als Almosenempfänger behandelt werden, sondern als diejenigen, die dem Staat das Wichtigste geben: nämlich Kinder.«

Es hatte bis in die Anfangsjahre der Bundesrepublik hinein noch nie eine eigene Zuständigkeit für Familienpolitik in Deutschland gegeben. So etwas war in keinem Staatsorganigramm vorgesehen gewesen – bis Franz-Josef Wuermeling das zu ändern begann: 1952, zum Ende der ersten Wahlperiode, forderte er, dass im Innenministerium ein Referat für Familienfragen eingerichtet wird. Das war der erste kleine Schritt, dem dann der große folgte: ein eigenes Ministerium, welches Adenauer gleich nach der Bundestagswahl 1953 schuf.

Der designierte Minister Wuermeling wollte, dass dieses neue Haus auch ganz seiner Denkweise entsprechend benannt werde: »Ministerium zum Schutze der Familie«. Doch so weit kam es nicht, es hieß »Ministerium für Familienfragen«.

Es gab damals starke grundsätzliche Vorbehalte gegen die Gründung. Familienpolitik, das klang völkisch und galt daher vielen Deutschen unmittelbar nach dem Nationalsozialismus als geradezu reaktionär. Mutterkreuze und Patenschaften des »Führers« hatte es nur für jene gegeben, die zur »Reinerhaltung der Rasse« beitrugen. Auch lieferten kinderreiche Familien »Kanonenfutter« für den Krieg.

Als weiteres negatives Beispiel für Familienpolitik wurde 1953 die stalinistische Sowjetunion genannt. Dort bekamen Mütter von fünf und mehr Kindern Staatsorden angeheftet, Vielkinderfamilien erhielten Beihilfen, während Junggesellen und Kinderlose durch Zwangssteuern schwer belastet wurden. Diese Ungleichbehandlung hielten in der jungen Bundesrepublik viele für schlicht undemokratisch.

»Es ging meinem Großvater nicht in erster Linie um Bevölkerungspolitik«, glaubt sein Enkel. »Er wollte bloß, dass die Existenz derer gesichert ist, die viele Kinder haben.« Doch Franz-Josef Wuermeling trieb nachweislich auch die Demografie-Frage um. Er warnte vor Geburtenrückgang und Überalterung. Wir Deutschen seien ein »sterbendes Volk«, sagte er 1954 auf einer seiner vielen Reden im Land. Die Säle, in denen er auftrat, waren stets vollgestopft mit Zuhörern, es wurden Busse und sogar Sonderzüge eingesetzt, weil so viele Menschen den Minister sehen und hören wollten. Seine Aktentasche war immer prall gefüllt mit Statistiken – eben auch mit Zahlen, die warnen sollten vor einer überalterten Gesellschaft: In seinem Geburtsjahr 1900 seien nur fünf Prozent der Bevölkerung über 65 Jahre alt gewesen, 1955 seien es bereits zehn Prozent und

1980 würden es 15 Prozent sein, prophezeite Wuermeling etwa in einer Rede in Hamburg.

Die Zeitung »Die Welt« warf ihm daraufhin vor, ein Panikmacher zu sein: »In ihm verkörpert sich eine seltsame und nicht ungefährliche explosive Mischung von Sachwissen, gepaart mit Demagogie.« Es schien den Journalisten anderthalb Jahrzehnte vor dem »Pillenknick« unvorstellbar, dass Wuermelings düstere Vorhersagen eintreffen könnten. Erst im Rückblick wird deutlich, wie präzise und weit er blickte: Der Anteil der über 65-Jährigen in Deutschland liegt heute bei 21 Prozent – jeder Fünfte ist im Rentenalter.

Während seiner Amtszeit jedoch stand Wuermeling als Prediger für die Familie im Visier der professionellen Spötter. Karikaturisten, Kabarettisten und auch Journalisten zogen über ihn her. Gleich in seinem ersten Ministerjahr war sein markanter Glatzkopf »Spiegel«-Titel. »Täglich ein Ave Maria«, stand darunter. Wuermeling wurde wegen seines Katholizismus verhöhnt als einer von »des Papstes Garde«.

In der katholischen Caritas-Bewegung sind die Wuermelings seit Generationen führend aktiv; Kolpingwerk, katholische Soziallehre, unbedingte Kirchen- und Papsttreue verbunden mit regelmäßigen Pilgerreisen nach Rom, das ist seit einhundert Jahren Tradition. »Die vielen Kinder in jeder Generation bei uns sind gewiss auch Früchte festen Glaubens an Gott und das Leben«, sagt sein Enkel Joachim Wuermeling.

Von dem »Spiegel«-Titel, der den Großvater als klerikalen Fanatiker darstellte, wurde in der Familie oft mit Pein berichtet: »Mein Vater hatte an dem Tag sein zweites juristisches Staatsexamen in Bonn. Auf dem Weg zur Prüfung sah er überall seinen Vater in den Kiosken ausliegen.« Die Schreiber machten sich lustig über ein Ölbild, das im Bonner Ministerium in der Koblenzer Straße über Wuermelings Schreibtisch hing: »Ein wohlbehütetes Vogelnest, gefüllt mit Leben bergenden Eiern«, beschreibt es der Spiegel und sah darin ein »Sinnbild des kinderreichen trauten Familienlebens eines vergangenen Jahrhunderts«. Wuermeling galt seinen Kritikern als Mann von vorgestern. »Die Familie ist es, die unseren Zeiten Not tut«, zitierte er selbst dazu passenderweise den österreichischen Literaten Adalbert Stifter, der 1850 die Familie als Fundament eines stabilen Staatswesens beschrieb. »Auf der Familie ruht der Fortschritt, die Kunst, die Wissenschaft, der Staat.«

Obwohl dieses Ideal in der Adenauer-Zeit noch etliche Anhänger hatte, galt selbst denen ein eigenes Ministerium als überflüssig. Auch Medien, die mehr familienpolitische Leistungen forderten, hielten nichts von dem neuen Amt. Der Tenor vieler Kommentare war in etwa so: Die Familien

hätten in den Nachkriegsjahren doch bewiesen, dass sie immer aus eigener Kraft wieder auf die Beine kämen; dazu bräuchten sie keinen Minister. Sogar hohe Unionspolitiker äußerten sich skeptisch, einer maulte: »Der Familienminister wird in alles hineinreden und nirgends etwas zu sagen haben.«

Doch es kam völlig anders: Deutschlands Familienpolitik ist bis heute verändert worden allein durch einen Acht-Punkte-Plan, den Minister Wuermeling gleich nach Amtsantritt 1953 vorlegte und von dem im Laufe der Jahre und Jahrzehnte fast alle Punkte umgesetzt wurden: Familien bekamen zinsfreie Darlehen, um ein Haus zu bauen, das Kindergeld wurde eingeführt, die Bahn halbierte den Fahrpreis für Kinder aus großen Familien, es gab Steuerfreibeträge für Kinder und im öffentlichen Dienst pro Kind Zulagen zur Rente. 1957 wurde das Jugendschutzgesetz reformiert.

Als Wuermeling 1962 aus dem Amt schied, war das Ministerium als solches unumstritten. Zwei Minister und fünfzehn Ministerinnen führten sein Haus nach ihm – eine seiner Nachfolgerinnen war Angela Merkel. Sie hat Franz-Josef Wuermeling nicht mehr erlebt. Er starb drei Jahre vor dem Mauerfall. »Aber auf einem Flur im Kanzleramt hängt sein Bild ganz vorn in der Ahnengalerie der Kanzleramtschefs«, sagt Joachim Wuermeling stolz.

Sein Großvater habe gewiss nicht mit allem richtig gelegen. Krippenausbau und Kindertagesbetreuung, wie es heute ganz oben auf den Listen im Familienministerium gefordert wird, hätte er bestimmt abgelehnt, sagt sein Enkel. »Aber in einem hatte er einfach recht: Eine Gesellschaft ist stabiler, widerstandsfähiger und vor allem heiterer, wenn sie große Familien hat.«

Michèle Hartmann

»Ihr habt so weit alles gut gemacht, ihr zwei«

Schatz und Röslein – Roswitha Berlinghof und Gabriele Metz-Berlinghof zogen fünf Kinder groß. Ein Facebook-Eintrag des Sulzbacher Paares passt sehr schön zum Familienglück: »Kind bleibt immer Kind, egal ob mit 5, 20 oder 40 Jahren. Wenn mich ein Kind braucht, bin ich da. Immer.«

»Tja, was soll man schon groß sagen.« Aus diesen sieben Wörtern, die einen langen Abend und in der Folge einige Sonnenstunden in gedeihlichem Gespräch einläuten, schiebt sich eine nicht ganz alltägliche Liebesgeschichte mit fünf Kindern ins Rampenlicht. »Mein Röslein«, sagt die eine und schaut die andere an, als habe man sich vor wenigen Wochen erst kennengelernt. »Schatz«, sagt die andere und lächelt zurück. Miefbürgerlich war es zwischen den beiden nie, um es gleich zu sagen. Eher unkompliziert, gerade heraus, garniert mit einer guten Portion Herzenswärme, an und ab auch deftig-fröhlich. Und ein bisschen anders als anderswo, klar. Der Blick in beider Leben hilft weiter.

»Röslein«, das ist Rosi (Roswitha) Berlinghof. Und der »Schatz« ist Gabriele Metz. Seit der Eheschließung vor zehn Jahren trägt die eine den Doppelnamen. So meldet sich die 53-jährige Gaby am Telefon mit Metz-Berlinghof. Rosi ist hingegen der Herr im Haus. Jawohl, der Herr, die Kinder sagen spaßeshalber »de Babba« zu ihr. Ein Mensch mit handwerklichen Fähigkeiten und Selbstbewusstsein. Als hart, aber herzlich bezeichnet sie sich selbst, und fügt hinzu: »Ich bin eine Frau, und ich bleibe eine Frau.« Rosi ist jetzt 56, arbeitet in der Nachmittagsbetreuung einer weiterführenden Schule in Sulzbach/Saar, einer Stadt mit 17 000 Einwohnern. Viele Türken wohnen hier, aber noch größer ist die italienische Gemeinde, Tamilen sind hier heimisch, inmitten eines gewachsenen Wohngebiets. Und wie, bitte schön, sollen in diesem kunterbunten menschlichen Gemisch



Vorne: Gaby Metz-Berlinghof und Rosi Berlinghof; hinten von links: die Kinder Sven, Kevin, Tatjana, Pascal und David.

zwei lesbische Frauen auffallen? Gar nicht, möchte man sagen. Man kennt sie, man mag sie, weil sie, allein oder gemeinsam, so gut wie immer einen flotten Spruch auf den Lippen haben. Leben und leben lassen, das ist ihre Devise. Ganz nahe an der Grenze zu Frankreich haben sie auch das berühmte *savoir-vivre* verinnerlicht: die Fähigkeit, gut zu leben, haben sie kultiviert und ausgebaut. Auch wenn's manchmal etwas teurer ist. Eingebildet sind beide Frauen nicht, jeder ist ihnen willkommen. Sofern er in guter Absicht kommt. Und ihnen keine Vorschriften macht.

Seit einigen Jahren wohnen sie im saarländischen Sulzbach, sie fanden hier ihren beruflichen Mittelpunkt. In einer großzügigen Wohnung leben sie, weil ja auch mal alle fünf Kinder hier zu Hause waren. Und noch immer das heimelige Nest von früher beehren. Vier erwachsene Jungs und ein Mädchen schauen regelmäßig nach ihren Müttern. »Alle Freunde der Kinder kommen auch vorbei«, erklärt Rosi froh und stolz. Und befeu-

ert flugs eine Zigarette. Quasi als nikotinöses Rüstzeug für die unerfreulichen Dinge des Lebens, die noch zur Sprache kommen sollen. Wenn sie erzählen, singen sie ein bisschen, so wie das Pfälzer eben tun. Ein leichter Singsang in der Sprache täuscht manchmal über Ernsthaftigkeit hinweg.

Denn es war nicht immer heiter und beschwingt. Es gab auch schlechte Zeiten. Vor dem gemeinsamen Leben mit fünf Kindern. Das war, als Gaby noch verheiratet war. Mit einem explosiven Mann. Der zuschlagen konnte, als hätte er seinen ärgsten Feind vor Augen. Dabei, so Rosi, hätte die ansehnliche Gaby jeden Mann der Welt haben können. Na ja, aber wie das früher so war. Da gab es eben junge Frauen, die wegen mangelnden Selbstwertgefühls oder aus Gehorsam den abstrusen Vorstellungen ihrer Eltern folgten: Heiraten, wenn man schwanger ist, auch wenn es im Elend endet. Da ist die Fassade für die Verwandtschaft, für die Bekannten und Nachbarn doch allemal wichtiger. Und ein schlechter Vater besser als gar keiner. Also läuteten die Hochzeitsglocken – zwei Tage vor Entbindung des dritten Kinds.

Als Gaby diesen unsagbar schmerzlichen Lebensabschnitt aus sich herauslässt, sackt ihr Körper ein wenig zusammen. Man sieht, wie die Lebensfreude, die Heiterkeit sich vorübergehend verflüchtigen. Es fällt ihr sichtlich schwer, das alles wieder an sich heranzulassen. Rosi, deren eh schon raue Stimme nun noch etwas tiefer klingt, erzählt, dass sie eines Tages bemerkte, wie unglücklich die Gaby war. Es gab zu viel Spannung, zu viel Unausgesprochenes, nicht nur im Beisein des Ehemannes.

Die beiden Frauen kannten sich aus frühen Jugendjahren. Sie besuchten dieselbe Schule. Und Rosis Papa war schon mit Gabys Mama tanzen gegangen, die Großeltern wohnten Tür an Tür in einer pfälzischen Kleinstadt. Das heutige Paar verlor sich nach der Schulzeit eine Weile aus den Augen, traf sich dann aber immer mal wieder in der alten Heimat. Per Zufall, wie man oft verloren geglaubte Bekannte wiedertrifft. Bei einer solchen Gelegenheit stellte Rosi fest, dass mit der Gaby etwas nicht stimmt. »Ich habe ihr verändertes Wesen bemerkt.«

Rosi mochte Gaby schon mit 16, sie schrieb »dem wohlbehüteten Einzelkind« einen ersten Liebesbrief. Machte eigentlich nie ein Geheimnis daraus, dass ihr die Männer nicht so arg viel bedeuten. War aber doch mit einem zusammen, allerdings mit getrennten Wohnungen. Sie bekam von ihm zwei Kinder. Zwillinge, die heute 22 Jahre alt sind. Locker, unangestrengt war ihre Zweisamkeit, sagt Rosi. Ihr Lebensgefährte, den sie nicht heiratete, sei den Jungs stets ein guter Vater gewesen. Schlecht kann und will sie über ihn nicht reden. Auch wenn sie nie eine gemeinsame Zukunft

sah. Offen und ehrlich habe sie ihm immer gesagt, dass sie wohl ein bisschen anders drauf ist als andere Frauen, die er so kennt. Als aber die Gaby ganz ernsthaft ins Spiel kam, »fiel er dann doch aus allen Wolken«. Nichtsdestotrotz hat er die Kröte geschluckt, sich gegen Unumstößliches nicht gestemmt. Er hat sogar später nicht nur seine eigenen, sondern auch Gabys Kinder beschenkt, zum Geburtstag und zu anderen Gelegenheiten. Und zu seinen Söhnen ein sehr inniges Verhältnis gepflegt. Irgendwann muss er eingesehen haben, dass die Verbindung zwischen den Frauen unerschütterlich ist. So kann man gelegentlich auch mit Vernunft den inneren Frieden finden.

Nun, da man sich vor mehr als 20 Jahren in der alten Heimat wiedergesehen hatte, war der verbindende, nie entzweite Faden zwischen den Frauen aufgenommen. Und es sollte auch nicht lange dauern, bis Gaby in einem günstigen Moment die Flucht ergriff. Die Flucht vor eruptiven Gewaltausbrüchen, vor Faustschlägen, die nicht immer nur zersplittertes Glas hinterließen. Gaby Metz floh mit ihren drei Kindern, den Jüngsten fest im Arm, aus einem angsterfüllten Leben. Aus einem Dasein voll Panik, Hass und mit Blick in den Abgrund. Das war im Frühjahr 1993.

Eine Spirale aus ständig sich steigernder Gewalt muss man bedingungslos durchbrechen, sagen Kriminalisten, ansonsten könne man für nichts garantieren. Gaby wehrte sich wohl instinktiv. Sie suchte nach Schutz, nach einem Ausweg aus einer gefährlichen Lage. Sie suchte vor allem Schutz für die drei kleinen Kinder, die ihr Halt und Liebe gaben in verzweifelter Lage. Heimlich hatte sie mal wieder mit Rosi telefoniert und dabei schon Einzelheiten abgesprochen.

Kurz darauf verließ Gaby mit dem Nachwuchs ein letztes Mal das Haus, das ihr nie ein Zuhause gewesen war. Ohne Koffer, ohne nennenswerten Besitz, mit nur einer kleinen Reisetasche in der Hand machte sie sich von dannen, damit ihr Plan, dieser große, dieser verheißungsvolle Plan nicht aufflog. Mit offenen Armen nahm Rosi sie in ihrer nicht gerade üppigen Dreizimmerwohnung auf. Mit den Kindern im Alter von drei, fünf und sieben Jahren, die von Anfang an auch die ihren waren. »Meine Kinder, deine Kinder – das gab es nie«, sagt glaubhaft und mit Nachdruck das Paar und nickt sich ganz entschieden zu. Das Nachwuchs-Quintett, das im Wesentlichen mit zwei Müttern aufwuchs, bestätigt es gern.

An Gaby ziehen die Stunden des Schmerzes, die Zeit der Aufregungen nun wieder vorbei. »Der hätte mich totgeschlagen«, ist die heute 53-Jährige überzeugt. Sie weiß auch, dass vor allem ihr älterer Sohn Sven unter den Gewaltausbrüchen des Vaters sehr gelitten hat. Nicht mal sechs Jahre alt war der Junge, als für ihn ein neues, ein weitgehend unbeschwertes Leben begann. Und sich seine Mutter endlich ihre Liebe zu einer Frau eingestand.

Fast fünf Jahre hat seine Mama gebraucht, um die schrecklichen Jahre zu überwinden, »um aus der Dunkelheit wieder herauszufinden«, wie sie es formuliert. Gaby spricht leise, fast mit Bedacht; man bekommt eine Ahnung davon, wie ihr zumute gewesen sein könnte. Dass der verlassene Ehemann zum damaligen Zeitpunkt nicht klein beigeben würde, das war den Frauen ziemlich schnell klar. Und so bemühte er sich noch einige Zeit nach Kräften, das für ihn unbegreifliche Familienglück zu zerstören. Wollte, wie Gaby erzählt, unter anderem die Kinder vom Spielplatz entführen. »Das war eigentlich das Übelste«, erinnert sich die Mutter. Vor zehn Jahren aber starb ihr Ex-Mann. Für alle Leidtragenden war da nun endgültig Ruhe.

Gelebt hat die nun siebenköpfige Familie in der ersten Zeit von dem, was Rosi angespart hatte. Erst Monate später konnte Gaby wieder klar denken. Als sie sich nicht mehr verfolgt fühlen musste von ihrer Vergangenheit, konnte sie den ersten Gedanken ans Geldverdienen verschwenden. Sie eröffnete ein Fingernagelstudio und arbeitete noch Vormittags auf dem Wochenmarkt. Bewies vor allem als Organisatorin von viel beachteten Mondscheinmärkten, dass sie zu neuem Selbstbewusstsein gefunden hat. Es muss eine Art Déjà-vu-Erlebnis für sie gewesen sein, als vor zwei Jahren ein panischer Schrei zu Gabys Obst- und Gemüsestand drang. Sie sah, dass ein großer, kräftiger Mann eine zierliche junge Frau am Genick packte und zu Boden warf. Mit einem gewaltigen Rettich wollte die Marktfrau gerade dazwischen gehen, als die Situation per Megafon aufgeklärt wurde: Es war eine gestellte Szene, mit der die Bundespolizei die Zivilcourage der Bürger testete. Gaby bestand die Herausforderung mit Bravour. Auch darauf sind Rosi und die Kinder stolz.

Sie sind anscheinend glücklich so, wie sich vieles in der Familie fügte, wie sich das Geben und Nehmen gestaltet. Gabys Sohn Sven beispielsweise, der gefragte Allround-Handwerker, spricht von einem »Superverhältnis untereinander«; es gebe da keine Zuordnung zur einen oder anderen Mutter, sondern bloß eine große Truppe, mit der man gemeinsam durch dick und dünn gegangen sei, bis heute. Einer hilft dem anderen und das macht stark – und froh. Neulich erst hat Sven mit seinem Bruder Pascal die Küche der mütterlichen Wohnung renoviert. Als Überraschung, während Gaby und Rosi im Urlaub waren. Neuer Boden, neu gestaltete Wände, einladend sieht der Raum mit großem Esstisch jetzt aus. »Ihr habt so weit alles gut gemacht, ihr zwei«, sagt Tatjana (27), die Kleinunterneh-

merin mit eigenem Nagelstudio und blickt zu denen, die sie aufgezogen haben. Sie freut sich, dass ihr zwei Brüder gewissermaßen noch »zugeflogen« sind. Die Zwillinge von Rosi eben.

David und Kevin – der Erstgenannte ist heute Mechatroniker mit Abi, der andere Autolackierer - wiederum meinen im Rückblick auf die vergangenen Jahre, dass das Zusammenleben manchmal schon mit viel Palaver einherging. »Und wenn wir uns auch angenervt haben, so haben wir doch immer zusammengehalten«, sagt Kevin und lächelt. »Wir würden alles für sie tun«, erklärt derweil Tatjana, die am liebsten alles Unerfreuliche, jeden Stress von ihrer leiblichen Mutter und deren großer Liebe fernhalten möchte. Zur Verherrlichung, zur Rundum-Glorifizierung taugt aber das gemeinsame Dasein mit den einst kleinen Kindern auch nicht. Gaby und Rosi erinnern sich an so viele vermisste Turnschuhe, an Kassenzettel mit Fastschwächeanfall-Garantie beim Kauf von Schulmaterialien nach den Sommerferien, an Mathe-Zirkel, die im gefürchteten Bermudadreieck von fünf Ranzen versanken, an vertauschte Badehosen und Handtücher, an die vielen Gummireifen von Modellautos, die wieder aufgezogen werden wollten. An Nutella-Gläser, die stets mit ICE-Geschwindigkeit geleert waren, an Plastikpferde, die ihre Hufe wiederhaben wollten, an Lego-Steine, die, in bunten Teppichen versteckt, übel schmerzende Fußsohlen hinterließen, an Gekreisch, Gezänk und an Gezerre im Konkurrenzbetrieb, den kein Betriebsrat regelt.

Und dann erst die Krankheiten: fünf Mal Mumps, fünf Mal Scharlach, Magen-Darm-Erkrankungen, Fieber, schlechte Träume mal fünf. Alles wird in dieser großen Familie geteilt, auch das. Was richtig krank sein heißt, weiß wiederum Rosi sehr genau: Schlaganfall, Bandscheibenvorfälle, Herz-OP, Rippenfellentzündung, Galle weg, Morbus Crohn. Manches davon begreift sie als späte Rache. Als Rache dafür, dass sie in jungen Jahren »nichts ausgelassen« hat. Seit mehr als 20 Jahren aber lebt sie solide, hat selbst den Diabetes in den Griff gekriegt. Nur aufs Rauchen will sie nicht verzichten.

Die Mütter erinnern sich auch an materiell nicht gerade satte Zeiten. »Die dicke Kohle hatten wir nie«, sagt Gaby, die bis vor Kurzem noch auf dem Wochenmarkt gearbeitet hat.

Ein großes Herz aber kann den dicken Geldbeutel ersetzen. So haben Gaby und Rosi die »Chickendales« gegründet, ein legendärer Verein in Sulzbach, der vielen Kindern großen Spaß bereitete. Nachtwanderungen, lustige Pfadfinder-Spiele in Gemeinschaft, das war wohl mehr wert als die mickrige Kaufkraft in der Familie. Auf Campingplätzen haben sich die Mütter plus Anhang eingemietet, allein fünf Jahre hintereinander im

Spargelstädtchen St. Leon am See. »Wir wollten immer mit den Kindern gemeinsam etwas unternehmen, das war uns vor allem wichtig«, sagen die beiden Erziehungsberechtigten.

Die Jahreszeiten kommen und gehen, und doch ragt da das ein oder andere schon heraus, zum Beispiel die Zeit vor Weihnachten. Sven, der Pragmatiker, spielt ein bisschen den Gepeinigten, als er das Ritual zum Christfest erklärt. »Drei Wochen vorher rufen die beiden an und dann müssen wir das Zeug hochschleppen.« Das »Zeug« ist die festliche Deko im Keller, die pure Gemütlichkeit erzeugen soll und überbordend die Wohnung ziert. So sind sie halt, die Mütter, auch wenn eine »de Babba« ist. Sie, die von Gabys Sohn Pascal auch schon mal zum Vatertag beschenkt wird, ist manchmal übersinnlich zugange. »Keine schwarze Magie, Sie versehen?« Lieber legt Rosi die Karten, schaut so in die Zukunft. Schaut schon mal nach, im Rahmen der irdischen Möglichkeiten, was da noch um die Ecke kommen könnte.

Gaby und Rosi holen beide tief Luft und erneut eine Zigarette aus der Schachtel. Es ist so viel, was beim längeren Erzählen auf sie wieder einstürzt. So viel auch an schönen Erlebnissen, die man als Eltern nicht vergisst. Und die ein vielsagendes Schmunzeln begleitet. Ein leises »Weißt du noch«, das ein Leben zu würzen vermag. Und am Ende zwei Menschen zusammenschmiedet, ob nun homo- oder heterosexuell. Sie empfinden sich nicht als Exoten gegenüber anderen Großfamilien. »Ganz und gar nicht«, betonen die Mütter mit Nachdruck, »im Guten wie im Schlechten.«

Keine Anfeindungen? »Nicht nennenswert«, sagt Rosi. Natürlich gab und gibt es Getuschel, weil das mit zwei Frauen doch nicht immer und überall an der Tagesordnung ist, aber ausgesprochene Bösartigkeiten? Das hat auch der Nachwuchs nicht erlebt. Klar, haben die Kinder in der Schule auch mal verbal was abgekriegt, die Lehrer aber haben da einiges geradegerückt. Sven sagt, dass er in seinem doch eher großen Freundeskreis noch kein dummes Gespräch ertragen musste: »Wir kennen solche Sprüche nicht.« Keine Beleidigungen, keine Diffamierungen. Dafür sind die beiden Mütter auch zu »cool«. Ein bisschen unkonventionell, gelegentlich auch ein wenig schrill, und doch geerdet, fast konservativ. Weil Werte konserviert, erhalten werden wollen: Höflichkeit beispielsweise ist ihnen wichtig, anständiges Benehmen, Mitgefühl und selbstlose Hilfe, wenn es die Situation erfordert. »Gleichgültigkeit gibt's doch schon genug«, sagt Gaby.

Wenn beide Frauen in ganz eigener Sache zurückschauen, haben sie die runden Zahlen in Stein gemeißelt: Vor 40 Jahren haben sie sich kennengelernt, sie leben seit etwas mehr als 20 Jahren zusammen, geheiratet haben sie vor rund zehn Jahren. Es war die erste gleichgeschlechtliche Partnerschaft in Sulzbach, die mit dem Ja-Wort besiegelt wurde. Der damalige sozialdemokratische Bürgermeister hat sie getraut. Die Freundschaftsringe zuvor hat ein katholischer Priester geweiht. Am Ringfinger trägt jede die Initialen der anderen, bei einem Urlaub in Ungarn ließ man sie sich tätowieren. Weil Symbolik manchmal wichtig ist. Sie manifestiert Überzeugungen und Zugehörigkeit.

Rosi und Gaby waren gerade in den USA; in Florida haben sie zwei herrliche Wochen genossen und ihre Zweisamkeit gleich mit dazu. Nun gut, Gabys Tochter Tatjana war auch dabei, so ganz nur als Paar, das geht dann auch wieder nicht. »Ja, der USA-Aufenthalt war wirklich schön«, schwärmen die beiden Mütter am Kaffeetisch in der renovierten Küche. Sie haben sich ein »Jetzt leben wir!« auf die Fahnen geschrieben. Weil doch die Kinder schon längst erwachsen sind und auf eigenen Füßen stehen. Wobei aus allen etwas geworden ist, jeder will sich beruflich bestmöglich behaupten.

Nach Jahrzehnten der Kindererziehung, was will man da als Fazit sagen? »Man ist so hin- und hergerissen«, meint Gaby. Doch zu den Kindern habe man ein »ganz, ganz arg inniges Verhältnis. Und die Kinder auch zu uns.« Weil man alle gleich behandelt habe. Aber: »Kinder sind auch Energie-Vampire, sie kosten unendlich viel Kraft.«

In der heutigen Zeit das Gleiche noch mal? Fünf Kinder großziehen? Nein, das würden sie beide nicht mehr wollen, »weil es viel schwieriger geworden ist«. Die beiden Frauen sehen es jedenfalls so und sind von ihrer Einschätzung sehr überzeugt. »Dass Mütter in der Fernsehwerbung so gekünstelt sind«, das will ihnen ganz nebenbei nicht gefallen. Sie meinen die toll aussehenden, gut situierten Milchschnitten- und Cerealien-Muttis, die sich stets angestrengt fragen, was sie ihrem Kind noch Gutes antun können, um als die Beste dazustehen. An der Frage, woran es liegt, dass viele Kinder heute nicht mehr so ticken wie früher, beißen sich derweil die Pädagogen alle Weisheitszähne aus. Aber das steht wiederum auf einem anderen Blatt.

Susanne Van Volxem

»Am meisten hat mich der Zusammenhalt unter uns Kindern geprägt«

Eine rheinische Großfamilie während des Zweiten Weltkriegs. Bunkernächte, kaum etwas zu essen, der Vater an der Front: Wie haben meine Großeltern und ihre neun Kinder diese schwierige Zeit überstanden? Eine Spurensuche.

Der alte Tisch steht in meiner Küche. Seit vielen Jahren schon und über mehrere Umzüge hinweg. Er ist ein Erbstück, das Einzige, was ich von meinen Großeltern mütterlicherseits habe. Es passen gerade einmal vier Leute daran, eigentlich sogar nur drei, wenn man viel zu Essen aufdeckt. Zwei Stühle aus demselben hellen Holz gehören dazu. Sie sind genauso schlicht wie der Tisch, mit einem Hauch Art-déco-Extravaganz an den in der Mitte geriffelten, unten schmal zulaufenden Beinen. Wahrscheinlich gab es Ende der 1920er-Jahre viele solcher Tische. Er dürfte nicht allzu teuer gewesen sein. Erschwinglich für ein junges Ehepaar in der Weimarer Republik.

Als mein Opa Paul meine Oma Adelheid heiratete, war er bereits 35 Jahre alt. Ein Kriegsveteran. Ein Freiwilliger, der an der Front in Frankreich den Ringfinger seiner linken Hand eingebüßt hatte. Sodass er nie mehr richtig auf seiner geliebten Geige spielen konnte. Aber auch sonst wäre er wohl kein Profimusiker geworden.

»Aus Not, nicht aus Berufung«, wie eine meiner Tanten erzählt, beginnt der Kriegsheimkehrer ein Jurastudium. Vermutlich naheliegend für den zweiten Sohn eines Justizrats und Notars mit sieben Kindern in jenen Jahren. Einmal mehr, wenn die Beziehung zum Vater keine innige ist, sondern geprägt von dessen Strenge und Unverständnis für den sensiblen Sohn. »Immer wieder gab es Krisen, musste dein Opa in psychiatrische Behandlung«, so die Tante. »Regelrecht zwangsneurotische Schübe hat er später im Beruf sogar gehabt.«



Die neun Geschwister kurz nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die junge Adelheid, die dem angehenden Richter Paul S. als mögliche Gattin anempfohlen wird, hat gleich mehrere Vorzüge. Zum einen scheint sie als Tochter eines Chirurgen eine anständige Mitgift zu versprechen. Ein wichtiger Punkt, denn »ein Beamter brauchte damals unbedingt eine vermögende Frau«, weiß meine Tante. Zum anderen sei sie hübsch und wisse gut mit Kindern umzugehen, wird dem Heiratswilligen vermittelt. Sogar eine Ausbildung am Kölner Kindergartenseminar könne sie vorweisen – was macht es da schon, dass sie mit ihren 24 Jahren fast ein spätes Mädchen ist? Ob er dem Fräulein Tochter einmal seine Aufwartung machen dürfe, lässt mein Opa dann auch den Herrn Doktor wissen. Er darf. Man ist sich sogleich sympathisch und alsbald verlobt. Nicht ein einziges Mal sind meine Großeltern miteinander allein gewesen, bevor sie diese Entscheidung trafen. Die prompt infrage gestellt wird. Das Fräulein Adelheid ist dem künftigen Amts- und Landgerichtsrat Paul S. nicht vermögend genug. Er glaubt, es sich nicht leisten zu können, seiner Neigung nachzugeben. Jemand in seiner Position braucht eine Frau, die von Hause aus so wohlhabend ist, dass der einem höheren Beamten gemäße Lebensstandard auch mit ein paar Kindern gehalten werden kann.

Die verhinderte Braut macht das Beste aus ihrer Situation. Hatte sie ihren Eltern bereits die Ausbildung am Kindergartenseminar abgetrotzt –

nicht diese selbst war das Problem, sondern die tägliche Zugfahrt nach Köln, »zu anstößig für ein junges Mädchen« –, erreicht sie nun, dass sie im Brühler Schloss eine Art Kindertagesstätte eröffnen darf. Der Stolz des Vaters erlaubt es nicht, dass seine Tochter mit ihrem Beruf Geld verdient, weil dies nicht standesgemäß ist. Deshalb sind es ausschließlich Kinder aus armen Familien, die sie betreut. Viel zu tun also für das Fräulein Adelheid, das sich engagiert in die Arbeit stürzt und dabei die Enttäuschung über die hinausgeschobene Hochzeit gut verdrängen kann.

Als nach gut einem Jahr Paul, der Zauderer, erneut den Kontakt zu ihr sucht, weil er sie nicht vergessen kann, hat ihm Adelheid seine unentschlossene Haltung längst verziehen. Außerdem will sie raus aus ihrem Elternhaus, fort von dem strengen Vater. Und Paul besticht sie durch »seine Wärme und seinen Geist«, wie sich meine Tante an die Schwärmerei ihrer Mutter erinnert. Bald wird das Aufgebot bestellt, eine kleine Wohnung in einem der besseren Stadtteile gesucht, der Küchentisch und die anderen, teils sehr kostspieligen Möbel gekauft. Ein Foto aus der Verlobungszeit zeigt eine attraktive junge Frau in einem Blumenkleid, das im typischen Zwanzigerjahre-Look geschnitten ist. Der lächelnde Bräutigam, etwas kleiner als sie, hat den Arm um sie gelegt. Zaghaft, unbeholfen. Sie blickt stolz und selbstbewusst, er wirkt ein wenig, als stünde er in ihrem Schatten. Genauso zeigt es sich auch viele Jahre später noch; Fotos des alten Ehepaares und meine eigene Erinnerung an die Großeltern zeugen davon. Oma war immer der strahlende Mittelpunkt, die Sonne, um die alle kreisten.

Doch ahnte sie, als sie im Mai 1929 ihren Paul zum Gatten nahm, was da auf sie zukommen würde? Wie mag sie sich gefühlt haben, als sie, von ihm über die Schwelle der kleinen Wohnung getragen, zum ersten Mal mit ihrem frisch Angetrauten allein war? Saßen die beiden vielleicht noch ein wenig beieinander, um sich in vorsichtigen Worten an das heranzutasten, was unweigerlich bevorstand? Oder hatte ihr bereits jemand anders, womöglich ihre Mutter, erklärt, woraus die »ehelichen Pflichten« bestanden, die seit dem 1. Januar 1900 gemäß Paragraf 1353 des Bürgerlichen Gesetzbuchs offiziell geregelt waren? Ihre eigenen Töchter hat meine Oma jedenfalls nicht aufgeklärt. Und auch ihre zeitweise bei ihr wohnenden Enkel hatten Jahre später noch den starken Verdacht, dass ihre Oma von der sexuellen Revolution nichts mitbekommen hatte. Mit wie viel Vorkenntnis über ihre künftige Rolle als Ehefrau und Mutter ist also die junge Adelheid die Verbindung mit dem deutlich älteren Mann eingegangen?

Um die Zeit, als meine Großeltern heirateten, kamen gleich zwei Sachbücher auf den Markt, die im Deutschen Reich für großes Aufsehen sorgten. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass diese Publikationen ihrer Aufmerksamkeit entgingen, waren Adelheid und Paul doch beide gebildete, interessierte Menschen, die bis ins hohe Alter hinein jeden Tag Zeitung lasen und durchaus mitbekamen, was um sie herum auf der Welt geschah. Aber ob sie sich eines der beiden Bücher tatsächlich gekauft hatten? Meine Tante hält dies für ausgeschlossen, hätten ihre streng katholischen Eltern mit dem Gang in die Buchhandlung doch gewissermaßen Flagge zeigen müssen.



Adelheid und Paul - frisch verlobt

Das eine Buch, 1926 im Verlag Benno Konnegen erschienen, entwickelte sich mit rasender Geschwindigkeit zum Bestseller. Vier Jahre nach der Erstveröffentlichung hatte »Die vollkommene Ehe. Eine Studie über ihre Physiologie und Technik«, verfasst von dem holländischen Frauenarzt

Theodoor Hendrik van de Velde, bereits die 51. Auflage erreicht. Und das obwohl - oder vielleicht gerade deswegen - die katholische Kirche die Publikation auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt hatte. Papst Pius XI. hatte sogar eine Enzyklika verfasst, »Casti connubii«, in der er den Titel des Machwerks in »Die verkommene Ehe«1 verballhornte. Auch bei den Nazis war das Buch verpönt, die es nach ihrer Machtübernahme dann auch sogleich beschlagnahmten.2 Wirft man einen Blick ins übersichtlich strukturierte Inhaltsverzeichnis, wird schnell klar, um was es in diesem Buch wirklich geht: um Aufklärung bis ins kleinste Detail. Fast kann man verstehen, dass die katholische Kirche nicht gerade erfreut über diese Aufklärungsfibel war, die noch dazu den Gatten regelrecht in die Pflicht nimmt, ihn als »Lehrer« seiner Frau bezeichnet, der »an erster Stelle über Geduld und Selbstbeherrschung verfügen«3 müsse. »So dürfen denn die »Rechte« des einen nicht überwiegen! – Aber auch nicht die des andern!«, sagt van de Velde, wobei er den 1. Korintherbrief zitiert: »Entzieht euch also einander nicht ...«4

Der zweite Bestseller erschien 1934 – als meine Oma bereits vier Töchter zur Welt gebracht und eine Fehlgeburt hinter sich hatte. Der Titel dieses mindestens ebenso skandalumwitterten und wegweisenden Werkes lautete: »Die periodische Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Weibes. Der Weg zur natürlichen Geburtenregelung«⁵. Schon 1928 hatte der Grazer Gynäkologe Hermann Knaus der Fachwelt auf einem Ärztekongress in Leipzig seine Theorie von der zeitweiligen Unfruchtbarkeit der Frau vorgestellt und eine Kalendermethode zur Berechnung jener Tage präsentiert. Zeitgleich war unabhängig von ihm der Japaner Kyusaku Ogino zum selben Ergebnis gekommen. Etwa ab 1932 wurde die sogenannte Knaus-Ogino-Methode einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, als Arbeiterorganisationen und Sexualberatungsstellen sie ihren Klientinnen anempfahlen. Die Nazis hatten auch hier wieder Bedenken, sollte die deutsche Frau doch nicht verhüten, sondern für den Fortbestand der »Volksgemeinschaft« sorgen. Andererseits erkannten die neuen Machthaber bald auch die Vorteile der Berechenbarkeit des weiblichen Zyklus: So hatte der deutsche Soldat fortan seinen Fronturlaub auf die empfängnisbereiten Tage seiner Gattin zu legen.6

Dass meine Großeltern die Knaus-Ogino-Methode kannten, ist verbürgt. Dass sie sie auch konsequent praktizierten, ist weniger wahrscheinlich. Zum einen hat die katholische Kirche diese Form der Verhütung erst ab 1951 sanktioniert,⁷ als meine 1905 geborene Großmutter sich bereits stark den Wechseljahren annäherte. Zum anderen war sexuelle Abstinenz, und sei sie nur zeitweilig, die Sache meines Opas nicht. Er brauchte ein-

fach – so eine seiner Töchter – die Nähe und Innigkeit, die das Zusammensein mit seiner Frau ihm gab. Und zwar sowohl für seinen Körper als auch für seinen labilen Geist. Und meine Oma? »Sie liebte Babys. Sie konnte gar nicht genug davon kriegen«, heißt es einstimmig bei allen ihren Kindern.

In den Jahren 1929 bis 1944 war meine Oma mindestens zwölfmal schwanger. Neun Kinder hat sie tatsächlich zur Welt gebracht, sieben Mädchen und zwei Jungen. Unter ihren Fehlgeburten muss sie sehr gelitten haben. Nicht aber unter ihren vielen Schwangerschaften, die, wie es scheint, alle ohne größere gesundheitliche Probleme verliefen.

1930, 1931, 1932 erblickten die drei älteren Töchter Mechthild, Elisabeth und Adelheid das Licht der Welt. 1933 erfolgte eine Fehlgeburt. 1934 wurde Hildegard geboren. Danach muss Adelheid ihren Paul als Vorsichtsmaßnahme des Schlafzimmers verwiesen haben, Enthaltsamkeit war angesagt. Aber nicht, weil sie keine Kinder mehr wünschte. Sondern weil sie offenbar ahnte, dass schlechte Zeiten bevorstanden. Am Ende siegte das Gefühl über die Vernunft: Um die Krise, in die ihr empfindsamer Mann gestürzt war, nicht noch zu verstärken, warf sie ihre Bedenken über Bord. 1937 gebar sie ihren ersten Sohn Paul, 1938 und 1940 wieder zwei Töchter, Monika und Edeltraud, 1942 Sohn Peter, 1944 die letzte Tochter Luitgard. Das ersehnte »Zehntchen« wollte sich dann nicht mehr einstellen – nach zwei weiteren Fehlgeburten gab meine Oma das Kinderkriegen endgültig auf.

Das »Mutterkreuz der 1. Stufe in Gold«, das die »deutsch-blütige, erbgesunde, anständige und sittlich einwandfreie«8 Frau seit 1938 per Verordnung des Führers nach dem achten Kind bekam, hatte sie da schon längst. Eine Ortsgruppenleiterin der NSDAP hatte es ihr verliehen, am Muttertag des Jahres 1943, im eigenen Wohnzimmer und in Anwesenheit der um sie gescharten lieben Kleinen. Sie selbst muss dafür gesorgt haben, dass sie auf die Vorschlagsliste des Bürgermeisters kam. Jedoch keineswegs aus ideologischen Gründen, wie ihre sieben noch lebenden Kinder betonen, sondern allein deshalb, weil Mutterkreuz-Trägerinnen bei den Behörden oder in Geschäften bevorzugt behandelt wurden. Auch in der Bevölkerung genossen sie hohes Ansehen, nicht zuletzt und per Aufruf im »Völkischen Beobachter« bei der Hitlerjugend.9 Kinderreiche Frauen ohne Mutterkreuz hingegen wurden geächtet, nahm man doch aufgrund der peniblen Durchleuchtungsmethoden der Nazis automatisch an, dass mit ihnen oder ihren Familien etwas nicht stimmen konnte. Um dermaßen stigmatisiert zu werden, brauchten bloß die Kinder schlechte Schulnoten zu haben oder der Haushalt ungepflegt zu sein. Ehefrauen von Alkoholikern, Schwangerschaftsabbrecherinnen oder gar Prostituierte hatten sowieso keine Chance. Und wenn jemand aus der Familie andere politische Ansichten als die Nazis vertrat, dann war die Frau des Hauses der Verleihung des Mutterkreuzes ebenfalls nicht würdig.¹⁰

So gesehen haben meine Oma und mein Opa den Anforderungen des Reichsministeriums des Innern, dem bis 1943 noch Himmlers Vorgänger Wilhelm Frick vorstand, nicht genügt: Ihren Eltern seien die Nazis zutiefst suspekt gewesen, so unisono ihre Kinder, beide hätten partout nicht in die Partei eintreten wollen. Aber sie hätten sich mit der für sie unabänderlichen Realität abgefunden, obwohl insbesondere der Vater als Richter, wenn auch nur für Zivilrecht, stets mit seinem Gewissen gehadert habe, wenn es galt, Urteile durchzusetzen oder eben zu verhindern. Dies sei so weit gegangen, dass er nächtelang über Stapeln von Akten brütete, die er mit nach Hause brachte, weil er einerseits seinen Status als Amts- und Landgerichtsrat nicht gefährden, aber andererseits auch seinem Rechtsempfinden treu bleiben wollte. Schwere Depressionen waren die Folge. Nach dem Krieg ließ er sich dann bewusst auf einen Posten bei Gericht versetzen, an dem er keine Urteile mehr fällen musste, so sehr hatte er unter diesem seelischen Zwiespalt gelitten.

Im März 1945, als die Alliierten im Rahmen der »Operation Plunder« den Rhein überquerten, wurde mein Großvater mit 51 Jahren zum Deutschen Volkssturm eingezogen - »ohne Uniform, nur mit einer Armbinde und einem vorsintflutlichen Vorderlader-Gewehr ausgerüstet«, wie sich seine älteren Kinder erinnern. Weit kam er nicht: Nur wenige Kilometer von seiner Heimatstadt entfernt, erlitt er einen Armdurchschuss und kam zunächst in amerikanische Gefangenschaft. Durch die Verfrachtung ins Lazarett wurden ihm die schlimmsten Erfahrungen der Gefangenschaft erspart. Zudem brauchte er als Offizier aus dem Ersten Weltkrieg keine Zwangsarbeit zu leisten und litt nicht so extrem unter Hunger wie andere Kriegsgefangene. Dennoch, in der etwa 15 Gedichte umfassenden Sammlung, die er während seiner sechsmonatigen Internierung unter anderem im französischen Cherbourg verfasste, befindet sich eine Art Ode »An die Konservenbüchse«: »Hässlicher Elendszeuge!«, ruft der vom Hunger Gequälte darin die Blechdose an, »die mir überließ/der Feind, der mich in sein Gehege stieß [...]/Eigentlich müßte ich dich hassen,/doch ich liebe dich.« Die Konservenbüchse muss ihm Gefäß für alles gewesen sein, was er zu trinken und zu essen bekam - wenig genug, wie er in dem Gedicht beklagt und wie sein ausgemergelter Körper der Familie bei seiner Rückkehr verriet, aber doch immerhin so viel, dass es für ihn zum Überleben reichte.

Und noch etwas scheint meinem Großvater geholfen zu haben, die schlimme Zeit im Lager seelisch halbwegs unbeschadet zu überstehen: sein tiefer Glaube an Gott, von dem in den meisten Gedichten fast schwärmerisch die Rede ist. Und vor allem der ständige Gedanke an Frau und Kinder. In dem Gedicht »Die Familie!« besingt er zunächst in chronologischer Reihenfolge seine Töchter und Söhne, denen er Attribute wie »das Blumenkind« und »der Sonnenschein« gibt oder die er als »klug und zartgesinnt« bzw. »vertieft und scheu« charakterisiert. In der zweiten Strophe heißt es dann: »Und in diesem holden Reich,/einem Blütengarten gleich,/darf ich froh der König sein./Und dazwischen und darein/waltet meine Königin,/Adelheid, mein liebes Weib.«

Adelheid und ihre Kinder waren das gesamte halbe Jahr ohne jede Nachricht von ihm geblieben. Seine »Gefangenenmeldung für Kriegsgefangene«, eine rote Karte mit verschiedenen Formularfeldern zu Lagerstandort, Dienstgrad, Gesundheitszustand, kam erst Monate nach seiner Heimkehr mit der Post. Die Zeit ohne Vater war schrecklich für die Familie, was einerseits der Angst um ihn, andererseits den kriegsbedingten Umständen geschuldet war. Schon seit 1940 war die Stadt ständigen Luftangriffen ausgesetzt gewesen, denen rund 6000 Zivilisten zum Opfer fielen. Am 12. Juni 1943 entfachte die Royal Air Force einen regelrechten Feuersturm: Die Altstadt und die angrenzenden Stadtteile wurden fast vollständig zerstört, Tausende von Menschen verletzt und/oder obdachlos. Als die Briten gegen Ende des Krieges Brandbomben einsetzten, konnte meine »alleinerziehende« Großmutter mit ihren neun Kindern, davon eines ein Säugling sowie mehrere Kleinkinder, nächtelang den Keller ihres Hauses nicht verlassen, der der Familie als Bunker diente. Meine Mutter, damals kaum älter als fünf Jahre, erinnert sich an einen Morgen, an dem sie nach einer Nacht der Luftangriffe zurück ins Kinderzimmer kam: Eine Bombe war durch das Dach direkt in ihr Bett eingeschlagen und hatte ihre geliebte Puppe zerfetzt. Als ihre schlimmste Kindheitserinnerung bezeichnet sie jedoch jenen Moment, als ihre eigene Mutter sich kurz nach Kriegsende in Tränen aufgelöst aufs Sofa warf, weil ihre Kinder versehentlich mit der Kanne für Flüssigseife statt mit der für die »Schulspeisung« losgezogen waren, um Biskuitsuppe von einer Nahrungsausgabestelle zu besorgen: »Das ganze Essen war ruiniert, wir mussten alles wegwerfen und den Rest des Tages Hunger leiden. Für meine Mutter, für die das Wohl ihrer Kinder immer oberste Priorität hatte, ein kaum zu ertragender Zustand.«

Als der Vater im September 1945 aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, fand seine Frau in jenem »Häufchen Elend, das abgemagert war bis auf die Knochen«, so eine der älteren Töchter, nicht etwa eine Stütze bei der Bewältigung ihres schwierigen Alltags, sondern vielmehr ein zusätzliches Problem: Schon vor Krieg und Gefangenschaft vergleichsweise labil, musste mein Opa sich nun mit seinen traumatischen Fronterlebnissen auseinandersetzen. Es ist anzunehmen, dass er sich dabei seelischen Beistand von seiner Frau erhoffte, die jedoch alle Hände voll zu tun hatte, sich dem nackten Existenzkampf zu stellen und ihre Kinder durchzufüttern. Diese hatten mit eigenen Problemen zu kämpfen: »Wir älteren Kinder kamen allmählich in die Pubertät«, so meine Tante, »und insbesondere mein älterer Bruder, der immer das ›Hähnchen‹ meiner Mutter gewesen war, sah sich nun mit einem bedürftigen Vater konfrontiert, den er einerseits nicht wirklich ernst nehmen konnte und der ihm andererseits die Zuwendungen durch der Mutter streitig machte.« - »Beim sonntäglichen Spaziergang«, so erinnert sich eine andere Tante, »schickte mein Vater uns Kinder immer ein paar Schritte voraus. Er wollte allein sein mit unserer Mutter, um ein paar Minuten ungestört mit ihr reden zu können.«

Dass meine Oma, damals in ihren frühen Vierzigern, in jenen Kriegsund Nachkriegstagen weder Nerven noch Humor verloren hat, sondern stets gut gelaunt und liebevoll ihren Riesenhaushalt zu managen wusste in dem längst nicht mehr nur der kleine Küchentisch, sondern eine auch unter der Woche mit einem weißen Leintuch gedeckte Tafel stand -, diese menschliche Größe zu beweisen, ist eine für mich kaum zu begreifende Leistung. Einhellig sagen die von mir befragten Geschwister, dass sie ihre Kindheit als glücklich empfunden hätten. Trotz existenzieller Bedrohungen wie Bombenhagel oder Nahrungsmittelknappheit hätte sie sich immer geborgen gefühlt, stellt eine der älteren Schwestern fest. Eine der jüngeren betont, am meisten habe sie der »Zusammenhalt unter uns Kindern« geprägt. Das Wort »Geborgenheit« fällt bei ihr ebenfalls, so auch bei den anderen Befragten. Geschuldet gewesen sei dieser glückliche Zustand der starken Persönlichkeit ihrer Mutter, darin sind sich die Geschwister einig. Sie war »der Mittelpunkt der Familie, letzte Instanz und immer verständnisvoll. Eine intelligente Glucke, die ihre Küken, so unterschiedlich sie waren, liebte und es ihnen auch zeigte.« Während der Vater, zumindest aus Sicht der älteren Töchter, eher »prinzipientreu, verschlossen, streng, gehemmt« war, »zwar liebevoll, aber stets zurückgezogen, ernst und nervlich belastet«. Wie oft die Mutter zwischen dem Vater und seinen Kindern vermitteln musste, wie sie bei allem Verständnis für seinen rigorosen Katholizismus zugleich auf die freiheitlichen Bedürfnisse ihrer erwachsen werdenden Kinder einzugehen hatte, wie sie ihm das Gefühl geben wollte, das Familienoberhaupt zu sein, und dennoch sämtliche wichtige



»Oma Schmitz« an ihrem Küchentisch

Entscheidungen allein fällen musste – darüber gibt es viele Geschichten in der Verwandtschaft.

Eine meiner Fragen an die sieben heute noch lebenden Geschwister lautete, ob es »Opfer« in ihrer Familie gegeben habe – aufgrund der vielen Kinder, von denen das eine oder andere womöglich emotional zu kurz gekommen sein könnte. Eine heikle Frage. Doch zumindest in einem Punkt herrscht Einigkeit unter den Geschwistern: Sie alle hätten gern studiert oder eine bessere Ausbildung erfahren. Doch dazu fehlte das Geld.

Nur bei dem älteren Bruder lag der Fall anders: Er konnte dank finanzieller Unterstützung durch einen kinderlosen Onkel ein Studium aufnehmen, sogar mit Auslandssemester. Doch ausgerechnet er ist – von außen betrachtet – wohl das einzig »wahre« Opfer. Der erstgeborene Junge nach vier Mädchen, Omas »Hähnchen«, war ein echtes Sandwich-Kind und weder der einen »inneren Familie« (die vier Großen) noch der anderen »inneren Familie« (die vier Kleinen) zuzuordnen. Auffallend hübsch, belesen, musisch begabt, umschwärmt von den Freundinnen seiner Schwestern, aber auch von seinen eigenen Geschlechtsgenossen, hatte er später als junger Erwachsener mit großen persönlichen Schwierigkeiten und Identitätskonflikten zu kämpfen. Kein Zufall wahrscheinlich, dass er vergleichsweise jung gestorben ist.

Und die anderen »Opfer«? Eine der Schwestern sagt von sich, ein »Erziehungsopfer« im umgekehrten Sinne gewesen zu sein, das heißt, zu wenig Erziehung erfahren zu haben. »Unsere Eltern haben zwar immer großen Wert auf gute Manieren und ein anständiges Sozialverhalten gelegt, aber sie hatten einfach keine Zeit, sich um jede Kleinigkeit zu kümmern. Wir Kinder haben uns gewissermaßen gegenseitig erzogen. Nur wenn es zu heftig wurde, hat sich unsere Mutter eingemischt und die Wogen geglättet.« Ähnliches habe ich in meinen Gesprächen mehrfach gehört, diese Erfahrung scheint keine individuelle gewesen zu sein. Und so muss das eine Kind schon mal über das jüngere, schwächere dominiert und ihm seinen Willen aufgezwungen haben, weil das andere sich nicht zu wehren wusste. Und ein weiteres Kind hat seine Bestätigung innerhalb der Familie darin gesucht, dass es zum »Mädchen für alles« wurde und sich am Ende ausgenutzt fühlte. Auch die mangelnden Rückzugsmöglichkeiten werden als problematisch bezeichnet, die Tatsache, dass man in der riesigen Familie niemals allein sein konnte, kein eigenes Zimmer hatte, sondern »immer und überall Trubel herrschte«.

Doch wie hätte meine Oma gegen diese Dinge angehen sollen? Und kommt es nicht in allen Familien mit mehreren Kindern vor, dass sich die Geschwister gegenseitig gängeln und auf die Nerven gehen? Überwiegen nicht letztlich doch die Vorteile, die das Leben in einer intakten Großfamilie mit sich bringt, auch wenn hier und da Verzicht geübt werden muss?

Wenn ich heute mit meinem zwölfjährigen Einzelkind an dem geliebten Küchentisch, dem Erbstück meiner Großeltern, sitze und über das Thema Familie nachdenke, empfinde ich einerseits Wehmut und andererseits Erleichterung. Wehmut, weil mein Sohn keine Geschwister hat, von denen er später einmal sagen kann, dass ihre Gemeinschaft ihm ein »wärmender Kokon« war, dass er jederzeit genug Personal für hausinterne Theaterauf-

führungen hatte und sich nie allein daheim gelangweilt hat. Und Erleichterung? Zum einen, weil ich meinen schon als junges Mädchen gehegten Traum von der Vereinbarkeit von Kind und Beruf tatsächlich verwirklichen konnte. Und zum anderen, weil mein Sohn bisher noch nie Entbehrungen erleiden musste, weder emotional noch materiell. Er ist der Mittelpunkt unserer Kleinfamilie, um sein Wohlergehen dreht sich alles, sei es am Küchentisch mit dem eigens für ihn gekauften dritten Art-déco-Stuhl, sei es in der gesamten Alltagsplanung. Die Zeit wird zeigen, ob er seiner Mutter nicht doch eines Tages vorwerfen wird, ihn zum »Opfer« gemacht zu haben, ihrer Überfürsorge oder ihres Selbstverwirklichungsdranges.

Anmerkungen

- 1 Vgl. www.kathpedia.com/index.php?title=Casti_connubii (19.3.2014). In einer anderen Übersetzung des Textes wird der Titel sogar noch extremer karikiert, nämlich in »Das vollkommene Dirnentum«, vgl. Rebecca Heinemann, Familie zwischen Tradition und Emanzipation. Katholische und sozialdemokratische Familienkonzeptionen in der Weimarer Republik, München 2004, S. 170.
- 2 Vgl. Uta Ranke-Heinemann, Van de Velde. Die vollkommene Ehe, in: Die Zeit, Nr. 46 vom 12.11.1982.
- 3 Theodoor Hendrik van de Velde, Die vollkommene Ehe. Eine Studie über ihre Physiologie und Technik, Leipzig 1926, S. 242.
- 4 Ebd., S. 264 bzw. 1. Korinther 7,3-4.
- 5 Hermann Knaus, Die periodische Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Weibes. Der Weg zur natürlichen Geburtenregelung, Wien 1934.
- 6 Vgl. Fruchtbarkeit wird Frauensache. 19. Oktober 2007 Vor 115 Jahren: Geburtstag des Gynäkologen Hermann Knaus, www1.wdr.de/themen/archiv/stichtag/stichtag2786.html (19.3.2014).
- 7 Vgl. Wolfgang Regal/Michael Nanut, Römisches Roulette (Narrenturm 139), in: Ärztewoche 16/2008.
- 8 Zit. nach: Carolin Bendel, Die deutsche Frau und ihre Rolle im Nationalsozialismus, www.zukunft-braucht-erinnerung.de/index.php?option=com_content&task=vie w&id=783&Itemid=566 (19.3.3014).
- 9 Völkischer Beobachter, Nr. 25, 1938, zit. nach: Ebd.
- 10 Kathrin Zeilmann, Mutterkreuz. Gebären für den ›Führer‹, 21.05.2009, www.focus.de/wissen/mensch/geschichte/nationalsozialismus/tid-14320/mutter-kreuz-gebaeren-fuer-den-fuehrer_aid_400831.html (19.3.2014).

Corinna Emundts

»Das Glück war immer auf unserer Seite«

Alltag zu acht: Wie ein berufstätiges Berliner Akademiker-Ehepaar zu seinen sechs Kindern kam

Es rumpelt ordentlich im ersten Stock des Einfamilienhauses. Dann geht eine kleine menschliche Alarmanlage an: »Notfall«, »Notfall«, »Notfall«, schreit die vierjährige Frederike wie auf Knopfdruck mit einem gewissen Schalk in den Augen. Was war passiert? Ein klassischer Geschwister-Clinch. Einer fing an, oben mit einer Wasserpistole zu spritzen (wer genau, da gehen später die Aussagen auseinander), dann ärgerte der Zweitälteste, Jonathan (14), seine beiden kleineren Geschwister Florentin (9) und Magdalena (11) mit dem Ding. Ein Möbelstück fällt im Eifer des Gefechts um, eine Türe wird zugeknallt, die beiden mittleren Kinder verziehen sich beleidigt in ihre Zimmer und tauchen dann auch zwei Stunden lang nicht mehr auf. Nicht mal für das Familienfoto, das genau jetzt für dieses Buch geplant war. »Heute ist schon länger der Wurm drin, es ist halt der letzte Tag der Ferien: Morgen fängt die Schule wieder an, da liegt Spannung in der Luft«, sagt die Mutter der Streithähne. Schon beim Diktatüben mit Florentin gab es Gezeter. Und ja, Jonathan, vermutlich wird es Jonathan gewesen sein, er sei ohnehin »unser kleiner Giftzwerg«, der unter den Geschwistern schon lange den Provokateur gibt. »Die Rollen sind klar verteilt, da ist es schwer für Jonathan, da mal rauszukommen«, sagt Julia, die Mutter, die sich auch beruflich als angehende Fachärztin für Kinderund Jugendpsychiatrie mit Geschwisterrollen beschäftigt.

Ein paar selbst gebastelte Sterne hängen noch im Fenster, auf dem großen ovalen Esstisch blühen Hyazinthen als Frühlingsboten mitten im Winter vor sich hin, aber der Plastikweihnachtsbaum ist schon abgeräumt. »So schön war er dann doch nicht, dass wir ihn länger stehen lassen wollten«, sagt Julia lachend. Aber praktisch war er, weil er einfach schon da war.



Wer diese achtköpfige Berliner Akademiker-Familie erlebt, fragt sich, weshalb es nicht viel mehr Paare gibt, die sich für eine größere Kinderschar entscheiden. Von links nach rechts: Moritz, Magdalena, Mutter Julia mit Florentin, Jonathan mit Frederike und Vater Jan mit Johanna.

In dem Haus, das die achtköpfige Familie kurz vor der Jahreswende bezogen hat, lagerte er im Keller, von den Vorbesitzern hinterlassen.

So ist es bei den Giesekings, das Motto zieht sich durch ihr Leben: Es muss nichts perfekt sein. Hauptsache, sie sind zusammen an Weihnachten. Zwei Wochen waren alle mal ohne Schul- und Berufsverpflichtungen zu Hause, das ist das, was sie unter Glück verstehen. Auf die immateriellen Werte kommt es ihnen an. Weihnachten war schön und familiär, die Großeltern zugegen –

Corinna Emundts

was will man mehr? Was hat es da für eine Bedeutung, ob der Weihnachtsbaum aus Plastik ist? Dafür versammelte sich im neuen Wohnzimmer ein kleines Orchester zur Weihnachtsmusik. »Vier Kinder spielten vom Blatt, das war schon toll«, schwärmt Julia, da wisse man doch, weshalb man mit dem Nachwuchs so manchen Kampf ums Üben durchgehalten habe.

Denn *laisser-faire* wiederum gibt es bei den Eltern nicht, ein paar Regeln brauche es schon. Bis zum 14. Lebensjahr muss jedes Kind bei den Giesekings ein Musikinstrument spielen oder im Chor singen, ob es will oder nicht; die Eltern üben mit jedem einzeln – danach obliegt es jedem Kind weiterzumachen. Und abends um acht ist Feierabend für die Eltern, da müssen die Kinder das Wohnzimmer geräumt und Richtung Bett abgedampft sein. »Sonst würde es mit so vielen Kindern nicht gehen.« Schließlich haben die Eltern bis zum Umzug im alten, schon länger zu klein gewordenen Haus im Wohnzimmer geschlafen.

Aber trotz solcher Regeln: Wenn Julia und Jan, Jahrgang 1978 und 1977, etwas nicht ausstrahlen, dann elterliche Strenge. Eher Ruhe und Gelassenheit. Und fast noch etwas Geschwisterliches ihren Kindern gegenüber. Vater Jan (36) baut mit seinen beiden großen Söhnen das Dachgeschoss aus – dort entstehen zwei Jugendzimmer. »Rückzugsräume sind wichtig in so einer Familie«, sagt Jan und stöhnt. »Wenn wir das geschafft haben, kann das Leben beginnen.« Hinter der Familie liegen drei anstrengende Umzugsmonate, in denen die Eltern lediglich drei Wochen Urlaub genommen hatten, um das zu bewältigen.

Wie schaffen sie das nur, fragt man sich als Beobachter zuweilen. Julia und Jan haben als Eltern noch etwas Jugendlich-Studentisches an sich, zugleich aber eine große Selbstsicherheit im Umgang mit den Kindern. »Bei so vielen Kindern musst du lernen, klare Ansagen zu machen«, sagt die 35-jährige Mutter. »Man muss führen können.« Stundenlange Diskussionen, wer was anzieht beispielsweise, gebe es bei ihnen nicht. Das wirke sich durchaus bis zum Job aus. Die junge Ärztin merkt an, dass man ihr beim ersten Klinikarbeitsplatz auch schon mal sagte, dass sie nicht immer so zackig mit den anderen Kollegen umgehen müsse.

Geplant war eine so große Kinderschar bei beiden nicht direkt, nur, dass sie mehr als ein Kind wollten. Jan grinst. »Wir sind beide vom Typ her eher Spontanentscheider.« Sie bekamen einfach mit der Zeit Lust auf mehr Kinder – und sahen immer mehr den Faktor Spaß, Glück und Freude, den jedes Kind mit sich bringt, anstatt es als weitere Belastung zu betrachten. Dieses Paar hat zweifelsohne viele Geheimnisse – man könnte es auch

innere Werte nennen -, die es ihnen ermöglichten, zur Großfamilie zu werden. Etwa, dass die beiden ehemaligen Waldorfschüler in eigentlich jedem Gespräch über ihre Familie irgendwann zu dem Punkt kommen, dass man in Deutschland Kinder zu sehr unter dem Aspekt des Verzichts und der Belastungen sehe. Dass dann vielleicht finanziell eine Weltreise nicht drin sei. Sie beide empfänden aber ihre Situation gar nicht als Verzicht, sondern als Bereicherung. »Ich bin einfach glücklich, wenn alle zu Hause sind«, sagt Julia. Klar wäre eine Flugreise mit Hotel nett, »aber am dritten Tag wäre es auch langweilig mit dem Buffet.« Schon die Flugtickets wären für Eltern mit Kindern zu teuer, auch wenn es hier zwei Mittelschichtseinkommen gibt. So verreisen sie mit ihrem Kleinbus und Dachgepäckträger in Ferienwohnungen. »Man kommt mit dem Auto auch an viele schöne Ziele.« Selbst zu kochen, empfinden sie im Urlaub als Spaß. »Wir kaufen dann immer landestypische Lebensmittel.« Und für Jan ist der Aspekt wichtig, »dass das für die Kinder immer mehr einen Hauch von Abenteuer hat als eine Pauschalreise«.

Es ist das Geheimnis dieser Eltern, nichts als Verzicht zu betrachten. Außerdem, sagt Jan mit einigem Stolz, sei ihnen eben auch vieles mit Kindern gelungen, was sich andere vielleicht nur ohne vorstellen können. Die Freiheit eines Auslandsjahres etwa: Das vierte Kind war gerade geboren, da zogen sie für ein Jahr nach Spanien – von heute betrachtet war es das bisher schönste Jahr für die Eltern. Die angehende Ärztin hatte ein Stipendium, ohne aber ganztags außer Haus sein zu müssen. Jan nahm sich ein Jahr frei, bevor danach mit der ersten Festanstellung »der Ernst des Lebens anfing«, wie er sagt.

Teure Hobbys als Ausgleich zu Familie und Beruf bräuchten sie nicht. Wenn Jan mal des Trubels überdrüssig ist, steigt er abends eine Stunde auf sein Rennrad – und einmal im Jahr fährt der IT-Manager mit Freunden eine Woche ohne Familie auf dem Drahtesel durch die Alpen. Julia findet es schön, einmal im halben Jahr in einem Chorprojekt zu singen.

Da haben sich offenkundig zwei getroffen, die nicht problemorientiert denken. Und den Begriff »kinderreich« wirklich als Reichtum für sich empfinden, was andere als Zynismus sehen könnten. Jedenfalls fällt das auf, wenn man ihnen zuhört. Es ist eigentlich nie von Problemen die Rede. Man hört kein Klagen, kein Jammern seitens der Eltern, was das doch für eine Leistung oder Anstrengung sei, die sie da tagtäglich erbringen. Es ist für beide irgendwie selbstverständlich. Sie sei mal von einer Supermarktkassiererin bemitleidet worden, als sie mit dem letzten Kind

Corinna Emundts

hochschwanger einen sehr vollen Einkaufswagen schob, erzählt Julia – ihre Arme deuten die Höhe des bepackten Wagens auf Brusthöhe an. Das Mitleid habe sie nett gefunden, ihr selbst falle das gar nicht mehr so auf.

Nur 0,06 Prozent aller deutschen Haushalte beherbergen sechs Kinder. Meist kommen diese Kinderzahlen in finanziell schlecht gestellten, bildungsfernen Schichten vor – sagt die Statistik. Je höher die Bildung und der Anspruch bei beiden Partnern, Beruf und Familie zu vereinbaren, desto weniger Kinder pro Paar. All dem entsprechen Julia und Jan nicht, sondern konterkarieren das Bild. Sie dürften damit eine Seltenheit sein: Mittdreißiger, beide haben anspruchsvolle Berufe und sind gleichzeitig offenbar ganz glückliche Manager eines Achtpersonenhaushalts – sogar mit zwei noch unselbstständigen, betreuungsintensiven Kleinkindern im Kindergartenalter.

Kam der Kinderwunsch daher, selbst glücklich unter vielen Geschwistern groß geworden zu sein? Bei Julia und Jan war auch das nicht der Fall. Beide haben jeweils nur einen leiblichen Bruder. Julia hat noch zwei Halbgeschwister, mit denen sie aber nicht zusammengelebt hat. Es waren andere Gründe: »Ich wollte mein eigenes Zuhause und meine eigene Familie haben, weil ich im Alter von zwölf Jahren die ziemlich heftige Trennung meiner Eltern erlebt habe.« Da habe sie Gott sei dank Jan in der Schule getroffen, der das auch wollte (auch wenn seine Eltern nicht geschieden waren). Und doch war manches wohl früher schon angelegt: Als kleines Mädchen habe sie sich immer schon vorgestellt, vier Söhne zu haben. Doch die Eltern gaben ihr die Botschaft mit, so spät wie möglich Mutter zu werden. Daran hat sie sich nicht gehalten. »Jetzt sind es drei Jungs und drei Mädchen«, sagt sie und grinst. Und dann gibt es in der nächsten Generation vielleicht schon einen umgekehrten Effekt: Magdalena, ihre größte Tochter und inzwischen mit zwölf Jahren in der Frühpubertät, hat sich schon festgelegt: »Zwei Kinder und Schluss!«

Die Großeltern entwickelten sich trotz vielleicht anfänglicher Skepsis ob des frühen Zeitpunkts des Kinderkriegens zu dem, was man brauchen kann als junge Eltern: zur moralischen und finanziellen Unterstützung. Sie sind auch tatkräftige Mitbetreuer im Hintergrund. »Unsere Eltern sind kinderverliebt, das ist toll«, sagt Jan. Lange hätten seine Eltern sogar jedem Kind einen eigenen Adventskalender gebastelt. Inzwischen allerdings, bei sechs Enkeln durch Jan und zwei weiteren von seinem Bruder, hätten sie es aufgegeben alle Tütchen selbst zu basteln, »das wären ja 192 Tüten«.

Spricht man Jans 64-jährigen Vater, einen Lehrer, dann sagt er als Erstes auf die Frage, wie er sich fühle, allein von einem Sohn sechs Enkel zu haben: »Ich war total erfreut, ich bin meinem Sohn sehr dankbar und bewundere ihn dafür.« Man sehe so viele Entwicklungen, erkenne sich selbst in den Kindern zuweilen wieder. Weil sie zehn Jahre im selben Haus lebten, habe er alles hautnah mitbekommen – intensiver als bei den eigenen Söhnen. Da sei er jung und unbedarfter gewesen, was Kinder angehe, er habe sie nur »nebenbei erlebt«, gesteht der in der Nähe der Familie lebende Opa. Inzwischen bedauere er es, nicht den Mut zu mehr als zwei Kindern gehabt zu haben. »In der Rückschau bin ich traurig, wir hätten mutiger sein sollen.« Nun versucht er, seinen Teil als Großvater beizutragen, indem er in den Schulferien auch mal ein paar Tage Enkel aufnimmt. »Da sind Julia und Jan auch gut drin, sich Hilfe zu organisieren.« Für ihn sei das in Ordnung – und er sagt nicht ohne Stolz: »Wir als Großeltern haben sicher Anteil daran, dass es so gut läuft.«

Julias Mutter ist selbst Kinderpsychiaterin und noch aktiv im Beruf; sie verfolgt die Familiendynamik mit Interesse und nimmt immer wieder bewusst mal ein Kind am Wochenende zu sich, das gerade besonders viel Aufmerksamkeit braucht. Ähnlich macht es auch Julias Vater. »Das ist eine große Hilfe«, sagt Julia, die auch in diesem Punkt große Gelassenheit zeigt. Manche Mutter würde ein solches Eingreifen der Großmutter vielleicht als Konkurrenz oder unangenehme Einflussnahme empfinden.

Als Julia im Abiturjahr ihr erstes Kind bekam, hatten die Eltern tatsächlich das Vorurteil, sie habe sich jetzt beruflich alles verbaut. »Aber wir haben diese Sorgen damals nicht mitbekommen«, sagt Julia. Im Medizinstudium hatte die Berlinerin dann irgendwann vier Kinder. Jung zu sein, ist ein Riesenvorteil. Heute frage ich mich manchmal, wie ich das geschafft habe «

Auch ihre Mutter sieht in der Rückschau die Jugendlichkeit der Tochter als einen der Gründe, sich an so viele Kinder herangetraut zu haben. »Junge Mütter sind nicht so ängstlich, damals war es sicher einfacher für Julia, als wenn sie ihre Kinder erst ab dreißig bekommen hätte.« Dass ihre eigene Tochter einmal so viele Kinder haben würde, das habe sie nicht unbedingt erwartet. Aber gewundert hat es sie auch nicht: »Julia hatte schon immer viel Kraft.« Zudem seien sie und Jan einfach ein gutes Team und sehr leistungsfähig. Dem Paar mache es Spaß, ihre Großfamilie zu betreuen – mit all den Anforderungen, die es da gäbe. Kinder auf verschiedenen

Corinna Emundts

Schulen mit sehr unterschiedlichen Bedürfnissen täglich unter einen Hut zu bringen, das ringt der 63-jährigen, ebenfalls in Berlin lebenden Großmutter Respekt ab. »Das ist schon eine große Herausforderung, sechs ganz verschiedenen Charakteren gerecht zu werden.«

Geholfen hat dem Elternpaar sicher das in ihrem Leben und Handeln erkennbare Motto, pragmatisch zu denken. Auch das Haus muss nicht perfekt sein, Hauptsache, es hat genug Platz und die Lage stimmt für alle Wegebedürfnisse seiner acht Bewohner. Es würde keinen Architekturpreis kriegen. Und die recht befahrene breite Straße, an der es liegt, ist auch nicht die charmanteste, findet Julia. Dafür ist nicht nur ein gewachsener Garten schon da, sondern auch gleich eine Schaukel mit dabei. Und die Lage war für alle praktisch. Vorher lebte die Familie sechs Jahre zwischen Berlin und Potsdam, doch der damalige Wohnort war für die verschiedenen Bedürfnisse der Familienmitglieder nicht ideal. Es mangelte an guter Anbindung in die Hauptstadt. Es waren recht stressige Jahre mit Regionalbahnstrecken zum Arbeitsplatz, mit fliegendem Autowechsel am Bahnhof Spandau und anschließender Hetze zum damals um 16 Uhr schließenden Kindergarten. Zu ihrer Klinikstelle im Süden Berlins kommt Julia nun in einer halben Stunde mit öffentlichen Verkehrsmitteln, Jan ist in ebenfalls einer knappen halben Stunde im Job in Potsdam. Die Kita liegt am Ende der Straße. Klar, es hätte schönere Orte zum Wohnen gegeben, aber es scheint zweitrangig. »Im Grunde könnten wir überall leben – wir haben ja uns«, sagt Julia. Und immerhin: Ihre Nachbarn freuten sich, dass auf einen Schlag so viele Kinder in die recht kinderarme Ecke gezogen sind. Sechs Kinder, wo gibt es das schon in der Nachbarschaft?

Wer diese Familie kennenlernt, fragt sich allerdings nach kurzer Zeit: Warum gibt es das nicht öfter? Kinder und Eltern wirken zufrieden. Was haben sie, was andere Paare nicht haben? Da kommt dann doch einiges zusammen, was eine solche Vielzahl von Kindern wohl möglich gemacht hat. Vermutlich auch der frühe Zeitpunkt der Familiengründung: Das Paar kennt sich aus Schulzeiten – und zum Abitur war bereits das erste Kind unterwegs, durchaus erwünscht. Beide wollten unbedingt bald eine Familie gründen. Die in Deutschland oft zu hörende Haltung, man müsse sich erst beruflich wie finanziell etablieren, bevor man an Kinder denken könne, hatten sie nicht. Gleichzeitig spielte bei Julia und Jan sicher eine ebenso große Rolle, dass sie keine materielle Not kannten und auch nie kennengelernt haben. Zeit, Geld – und auch das Verschontsein vor Schicksalsschlägen benennt Jan als Grund, immer mehr Kinder zu bekommen. »Uns ist es bisher immer gut ergangen, das Glück war immer auf unserer

Seite.« Keine Fehlgeburt, keine traumatische Geburt oder schwere Erkrankung bei den Kindern hat dieses Elternpaar erleben müssen, stattdessen »nur die Freude über die immer größer werdende kleine Truppe«, in welcher der Älteste nun 16 ist und bald ein Austauschjahr im Ausland verbringen wird – und das Nesthäkchen Johanna zweieinhalb. Und – auch wenn beide kaum darüber sprechen – es braucht sicher auch das Glück einer stimmigen, stabilen Paarbeziehung. Sicher gab es Krisen, »immer, wenn wir nicht in der Balance waren«, sagt Jan, womit er meint, dass Beruf und Familienarbeit zu einseitig aufgeteilt waren. Aber sie haben es dann immer wieder ins Gleichgewicht bekommen und sehen sich gerade durch die Verantwortung für die vielen gemeinsamen Kinder als unzertrennlich an. Sie empfinden sich als Schicksalsgemeinschaft im positiven Sinne.

Aber es braucht sicher auch eine tiefe innere Einstellung zu einem Leben, das nicht vom Ziel geleitet wird, möglichst viele materielle Güter zu besitzen oder in der Karriere das persönliche Maximum zu erreichen. »Wir hatten nie Geld übrig auf dem Konto, aber wir waren immer zufrieden, es ging uns immer gut«, schwärmt Julia. Allerdings sagt sie es ein andermal fast umgekehrt: »Es war immer genügend Geld da.« Nicht üppig, aber ausreichend. In ihrer Familiengründungs- bis Vierkindphase des Studiums konnten sie kostenlos in einer Haushälfte wohnen, die Jans Eltern gehörte. Und die späten 1990er-Jahre, in die ihre »Gründerjahre« fielen, seien ohnehin wirtschaftlich gute Zeiten gewesen, da habe man schon als Werksstudent nebenbei sehr gut verdienen können. Und doch: Es gehört wohl auch eine partnerschaftliche Einstellung dazu, wie sie Jan formuliert, damit beide Beruf und Familie in ihr gemeinsames Leben integrieren können: »Ich habe mich vom Uniabsolventen zum einfachen Programmierer und schließlich zum leitenden Angestellten mit Personalverantwortung entwickelt - da kommt nicht mehr viel. Vielleicht noch mehr Geld.« Aber da muss er nicht lange überlegen, um zu dem Schluss zu kommen: »Wenn ich für mehr Geld weniger Zeit für die Familie hätte, würde ich mich immer für die Familie entscheiden, nicht für das Geld.« Für ihn, den Familienvater und IT-Manager, sei es völlig okay, dass seine Frau nun beruflich durchstarte, ja Vollzeit arbeiten könne. Sie habe schließlich ihren Weg bis hin eventuell zur Chefärztin noch vor sich. Und sie war diejenige, die bisher mehr zurückgesteckt und sich nach jeder Geburt ein Elternjahr genommen hat. Andererseits sagen beide, Julia und Jan, dass ihnen der Beruf wichtig ist – aber eben auch, die Berufstätigkeit des anderen zu ermöglichen. Eine traditionelle Alleinernährer-Rollenteilung kam ihnen deswegen nie in den Sinn. »Zu Hause zu versauern, das wäre nichts für mich gewesen«, sagt Julia.

Corinna Emundts

Hier half ihnen auch die Flexibilität in der Zeiteinteilung, die sie beide bei den ersten vier Kindern hatten, weil sie noch studierten. »Wir haben die meisten Kinder während des Studiums bekommen – das war super, da hatte man Zeit«, sagt Jan. Bis das dritte Kind kam, hatten sie überhaupt keine Kinderbetreuung, ab und an die nebenan lebenden Großeltern halt. Die jungen Eltern wechselten sich jeden Tag ab: Einer studierte, während der andere betreute. Gelegentlich wurde das durchaus sehr knapp mit der Zeit, sodass das Studierendenpaar die Kinder zuweilen am Bahnhof Friedrichstraße im fliegenden Wechsel zwischen den Seminaren tauschte.

Je älter und berufstätiger die Eltern, desto früher kamen die Kinder in die Kita. War der erstgeborene Moritz schon vier, als er in den Kindergarten ging, kam Johanna – die Kleinste – bereits mit anderthalb in die Krippe, oft sogar für zehn Stunden am Tag. Sorgen aber macht das den Eltern nicht. Auch das zeichnet Julia und Jan aus: Sie verfolgen erkennbar keine Ideologie des »einzig wahren« Erziehungsstils – wie ein Kind aufwachsen soll –, sondern passen sich und ihre Familie den Umständen an. Und glauben immer fest an den elterlichen Rahmen, den sie bieten.

Zwischendurch entlastete dann auch eine Tagesmutter die jungen Eltern im Berufseinstieg, die kochte, aber vor allem auch liebevoll betreute. Julia überlegt, dieses Modell wiederzubeleben. Denn erst jetzt, im siebzehnten Jahr ihres Familienlebens, wird es richtig ernst für die Eltern, weil beide fast Vollzeit arbeiten. Ein Jahr lang haben beide 75 Prozent gearbeitet, jetzt fängt für Julia eine 100-Prozent-Stelle an. Das merke man schon im täglichen Miteinander, das sei etwas ganz anderes, sagen beide.

Allein der Alltag: Wie hält man bei so vielen Kindern Ordnung, den Überblick über Hausaufgaben und wie bewältigt man die Wäscheberge? Beim Fragen fällt auf, wie ungewohnt doch die Vorstellung vom Alltag mit sechs Kindern ist. Und wie überraschend einfach manchmal die Lösung. »Wir haben halt zwei Waschmaschinen und zwei Trockner«, sagt Jan. Und für die Hausaufgaben gibt es eine App. Zudem gehen die Eltern mit ihren Kindern sehr pragmatisch um: Es gibt wenig alltagspraktischen Rundumservice. Man könne nicht hinter jeder Hausaufgabe her sein. »Wenn unsere Kinder ihre Hausaufgaben nicht machen oder unpünktlich sind, kriegen sie halt einen Eintrag«, sagt ihre Mutter trocken. Und nur einmal erwähnt Julia in den Gesprächen über ihre Familie das schlechte Gewissen ihren Kindern gegenüber in solchen Momenten. Weil sie sich nicht so intensiv wie andere Eltern mit weniger Kindern kümmern könne. Und wischt es gleich wieder weg. »Dafür werden die Kinder selbstständiger«, glaubt sie. Florentin etwa, ihr mittleres Sandwichkind: »Heute mit neun Jahren, bringt er nur Einser nach Hause. Wir sind schon gute Eltern, wir wissen, wo unsere Kinder sind. Und ich bin mit meinen Gedanken bei ihnen«, sagt Julia. Auch wenn die Zeit für gemeinsames Basteln nur an Weihnachten reiche. Und die Dokumentation der Kindheit nicht ganz so intensiv ausfalle – etwa das namentliche Zuordnen und Aufbewahren der Milchzähne aller Kinder, das sei ihr einfach nicht gelungen. Oder die üblichen Entwicklungsbücher auszufüllen: »Erste Worte, erste Lieblingsspeise – das habe ich nach dem zweiten Kind aufgehört. Das sei aber auch zweitrangig – wir geben den Kindern so viel.« Und meint sicher: Liebe.

Und die Chance Selbstwirksamkeit zu erleben – dass das Leben auch funktioniert, wenn »nicht immer eine Mutter um sie herumkreist«. Die älteren Kinder waschen ihre Wäsche selbst, frühstücken selbstständig und können auch für sich kochen. Ein gutes Vorbild für die Kleineren: Magdalena (11) fange jetzt mit dem Kuchenbacken an. Und Pausenbrote von Elternhand kennen die Gieseking-Kinder einfach nicht. »Das erwarten sie auch gar nicht.« Nur die beiden Kleinen werden von den Eltern ins Bett gebracht, die größeren vier nicht. Die beiden großen Jungs stehen alleine auf, machen sich fertig und frühstücken, ohne dass die Eltern ein Wort sagen oder einen Finger rühren müssten. »Und sie sind immer pünktlich«, schwärmt Julia, »das ist schon toll, dass man sich so auf die beiden verlassen kann.« Und wie lange dauert es, bis alle fertig für den Urlaub mit gepackten Koffern im Auto sitzen? »Das geht ganz schnell!«, sagt die Mutter und wundert sich über die Frage. Die vier größeren Kinder packen selbst, auf eigene Gefahr. Mama und Papa kontrollieren nicht, ob ausreichend Unterhosen dabei sind – keine Zeit. Doch die Erziehung zur Selbstständigkeit funktioniert. »Man braucht ihnen nur einen Koffer in die Hand drücken – und dann läuft es«, erzählt Jan. Auch im Alltag: Haushaltsdienste wie Spülmaschine ausräumen, Müll raustragen und Waschbecken putzen sind klar verteilt.

Es ist selbstverständlich in dieser Familie, dass die Kinder überall mithelfen, auch beim Hausausbau. Es sei toll mit so einem großen Sohn, sagt Jan, ein für ihn neues Erlebnis: Man begegne sich fast auf Augenhöhe. Und die Größeren betreuen die Kleinen. »Die brauchen sich gegenseitig«, sagt Julia. »Wir geben als Eltern den Rahmen vor«, beschreibt es Jan, »aber die haben ihren eigenen Mikrokosmos als Geschwister und bilden eigene Allianzen.« Und an diesem Punkt begreift man noch ein Geheimnis dieser Großkindfamilie: So sehr jedes neue Kleinkind Arbeit ist für ein Elternpaar, es wird für sie einfacher, weil sie bereits Betreuungshilfe durch die älteren Kinder haben. An einem Nachmittag, da wird Johanna aus dem Nachmittagsschlaf wach – und die sich im Erdgeschoss befindende Mutter

Corinna Emundts

bekommt es erst eine halbe Stunde später mit, weil sie erst mal ins Zimmer ihrer Schwester Magdalena zum Puppenspielen gegangen ist. »Was wird Moritz ohne die Kleinen im Auslandsjahr nur machen?«, witzelt die Mutter, während ihr Ältester beim Tee neben ihr sitzt. »Ich halte das schon aus«, sagt der 16-Jährige. Er habe keine Angst davor, von seiner Familie getrennt zu sein. Schließlich sei er schon öfter mal »alleine«, also ohne Eltern und Geschwister, unterwegs gewesen, etwa mit den Großeltern auf Kuba.



Vater Jan ist IT-Experte: »Wir geben als Eltern den Rahmen vor.«

Mit der Zeit versteht man, wenn man das Zusammenleben der acht Familienmitglieder beobachtet: Es wird auf manche Art für die Eltern leichter, ein Kind in die Welt zu setzen und zu betreuen. wenn schon sehr viel größere Geschwister da sind. »Auf den Moritz ist hundert Prozent Verlass«, sagte die Mutter über ihren Ältesten. »Und der hat alle Geschwister richtig angenommen, eigentlich immer ein Geschwisterkind zu sich mit ins Zimmer geholt.« Auch eine der Großmütter empfand es so: Dass Moritz regelrecht eine »väterliche Rolle« für die Kleinen mit übernahm. Die schwierigste, gemeint aufreibendste. Phase sei für sie die Umstellung gewesen, als das zweite Kind kam.

Julia strahlt Wärme, Ernsthaftigkeit und Entspanntheit aus. Die Kinder sind ihr wichtig, das spürt die Besucherin, aber gleichzeitig ist sie kein Typ, der sich ständig den Kopf zermartert, ob jedes einzelne genügend Aufmerksamkeit bekommt, ob keines zu kurz kommt – und ob sie als Mutter gut genug ist. Großes Vertrauen und Zutrauen hat sie in den Nachwuchs. Anders würde es wohl auch nicht gehen, denn inzwischen ist sie als Ärztin an manchen Tagen zwölf Stunden weg von zu Hause. Und selbst an Tagen, an denen sie ganz oder halb zu Hause sein kann – sechs Kinder heißt in ihrem Fall: vier Schulen, vier Stundenpläne, vier Musikstunden nachmittags und täglich noch eine Kita für Frederike und Johanna mit Hinbringen und Abholen. »Manchmal geht es nur so, dass ich abends schaue, ob alle da sind – die Kinder sind echt super, die Größeren regeln alles selbst.« Und da, wo andere Helikoptereltern ihre Kinder im Grund-

schulalter noch überall hinchauffieren, da machen die Kinder in der Familie Gieseking vieles schon allein. Der neunjährige Florentin etwa fährt seit einem Jahr mit der U-Bahn allein zum Chor mitten im großen Berlin, zwei U-Bahn-Stationen vom Bahnhof Zoo entfernt. Allerdings: »Ängste habe ich auch«, räumt Mutter Julia ein. Gestern sei ein Kind um 18 Uhr nicht zu Hause gewesen, »da hatte ich schon Bedenken.«

Vielleicht hilft diesen »Mehrkindeltern«, Gelassenheit zu bewahren und Glück zu empfinden, dass sie sich im Leben der Kinder nicht zu wichtig nehmen. »Wenn man ein Kind als eigenes Produkt betrachtet, wird es anstrengend«, sagt Julia. Für sie seien Kinder »unabhängige Wesen, die bei einem wohnen, die man begleiten darf, die aber viel aus sich selbst heraus entwickeln«.

Wo andere Eltern sich vielleicht sorgen, das Kind könne Schaden nehmen, wenn es nicht genügend elterliche Aufmerksamkeit und Zeit mit ihnen bekommt, da sieht die Mutter eher die Geschwisterperspektive ihrer Kinder – und den Halt durch das Gruppengefühl, den sie dadurch haben. »Geschwister sind das Einzige, was man wirklich ein Leben lang hat.« Sie



Mutter Julia ist Ärztin in einer Berliner Klinik: »Die Kinder sind echt super«

selbst habe so einen Bruder, der einfach alles für sie tue. Das prägt. Manchmal höre sie durch die Kinderzimmertür, wie die drei Großen ihre Schul- und Lehrererlebnisse besprechen und sich austauschen. Das, was Einzelkinder notgedrungen mit den Eltern beim Mittags- oder Abendbrottisch besprechen.

Und noch ein Argument fällt der Mutter ein: Kleine Geschwister seien toll für Teenager in der Pubertät – da hört man auch die zukünftige Fachärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie heraus. Sie beobachte bei ihrem Zweitältesten, Jonathan, der mit seinem großen Bruder Moritz vermutlich aus Konkurrenzgründen nicht so richtig warm werde, wie wichtig für ihn die

kleineren Geschwister seien. Bei den Jüngsten ist er der »Große«, der Held, und könne Verantwortung im Umgang mit ihnen übernehmen. Gleichzeitig werde er von den Kleinen nicht infrage gestellt. »Er ist zu ihnen weich und offen, die Kleinen dürfen immer zu ihm kommen.«

Corinna Emundts

»Johanna, nein, nicht auf den Tisch klettern!« Diese Worte kommen beim Familientee vom Zweitältesten, nicht von den Eltern. Jonathan sitzt neben der Kleinsten, passt auf, korrigiert und zieht sie zurück auf die Bank. Aber auch die kleinsten Schwestern, Johanna und Frederike, hätten füreinander schon eine Funktion. Als Johanna beim Klettern auf der Lehne ausrutscht und sich den Kopf stößt, bringt ihr Frederike einen Kühlpack für die angeschlagene Stelle.

Bei aller Jugendlichkeit und scheinbaren Geschwisterlichkeit der Eltern – sie sprechen, wenn es drauf ankommt, stets liebevoll Klartext: Mitten in der Woche am Abend kommt Magdalena nach der Geigenstunde in die Wohnküche. »Hast du noch Hunger?«, fragt ihr Vater, »es ist noch Pizza im Ofen – und dann Abmarsch!«

So viel ist klar: Es muss viel zusammenkommen und stimmen beim Lebensmodell dieser Großfamilie: die Einstellung, das Materielle, das Ausbleiben von entmutigenden Schicksalsschlägen, und es hilft eben auch Glück. Und das Glück strahlt auf andere aus. »Das Erlebnis von Familienfesten mit den vielen Enkeln, so viel Familienglück erleben zu dürfen«, sagt Julias Mutter, »das ist nicht ersetzbar durch irgendetwas anderes.«

Anmerkung: Die Namen aller Familienmitglieder sind auf Wunsch der Familie zum Schutz ihrer Privatsphäre geändert worden.

Nina Freydag

»Da muss es wuseln!«

Prinzessin und Prinz zu Löwenstein haben sechs Töchter. Auch ihre Vorfahren und Verwandten waren und sind reich mit Kindern gesegnet. In Adelskreisen befinden sie sich damit in bester Gesellschaft.

Es ist wieder einmal ein Kind hinzugekommen, weit draußen in den Verästelungen des Stammbaums. Elisabeth Prinzessin zu Löwenstein verpackt ein Kleidchen, die Schublade mit Geschenkpapier steht offen. Heraus lugt ein Tesaband-Abroller, auf den sie geschrieben hat: »Privat. Wer mir das klaut, wird geköpft«. Sie lacht. Sechs Mädchen hat sie großgezogen, es ging dabei nicht immer friedlich zu. Klagen aber liegt ihr nicht. »Maria Theresia hatte 16 Kinder«, sagt sie, »und sie hat sich auch selbst gekümmert.«

Adel verpflichtet – zum Kinderkriegen. So war es zu Zeiten der österreichischen Monarchin. Aber ist es heute noch so? »Ich wollte immer schon viele Kinder«, sagt die Prinzessin zu Löwenstein, »wir waren zu Hause auch zu viert.« Sie selbst war die Jüngste; geboren als eine Gräfin von Meran heiratete sie früh ihren Prinzen Felix zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Mit 23 bekam sie die erste Tochter, mit 32 hatte sie fünf, die sechste kam wenige Tage nach ihrem 38. Geburtstag.

Nun hat ihr Nesthäkchen Abitur gemacht und wird das Gutshaus verlassen. Doch ihre zweitälteste Tochter Johanna ist mit Mann und Kind bereits wieder aufs Hofgut heimgekehrt, und auch ihre 86-jährige Schwiegermutter Christine wohnt noch hier. Vier Generationen leben zusammen – so, wie es früher üblich war.

Auf dem gepflasterten Hofplatz verbreiten drei Schweine aus einem offenen Koben Landluft. Elisabeth Prinzessin zu Löwenstein eilt in ihren knallgrünen Turnschuhen an ihnen vorbei, vom Büro hinüber zum weinberankten Wohnhaus aus dem Jahre 1760. Sie ist mit Kochen dran, sie wechselt sich mit Tochter und Schwiegermutter ab. Gegessen wird gemeinsam.



Prinzessin und Prinz zu Löwenstein (links) mit ihren sechs Töchtern, drei Schwiegersöhnen und der ersten Enkelin. Oben rechts mit Brille: Hofnachfolger Robert Freiherr Heereman von Zuydtwyck, rechts vor ihm seine Frau Johanna.

Mit Schafskäse gefüllten Kürbis soll es heute geben, doch vorher müssen noch ein paar Dinge geregelt werden. Drei Angestellte warten in der Küche, es geht um die Einkäufe für das nächste Hochzeitsfest, um die Weißwäsche, ums Bügeln. Die Prinzessin hat einen Event-Betrieb aufgebaut, nachdem ihre Töchter aus dem Gröbsten heraus waren.

»Natürlich feiern wir auch selbst in unseren Räumen«, sagt sie. Im vergangenen Sommer hat ihre vierte Tochter geheiratet, 240 Gäste drängten sich im Gewölbesaal. »Und da waren nur ihre Lieblingscousinen und -cousins dabei!«

In der weitverzweigten Sippe herrscht ein Überangebot an Kontaktmöglichkeiten, eine Art mitmenschlicher Luxus. Wer sich gerade nicht versteht, geht sich problemlos aus dem Weg. Das gilt auch für Eltern und Kinder. »Der Vorteil an so vielen Kindern ist: Eins ist immer lieb.«

Was mühsam war in all den Jahren, das taucht nur ganz nebenbei aus ihrer Erinnerung auf. »Ich musste bei den letzten fünf Schwangerschaften liegen«, erzählt sie. »Ich hatte immer Angst, dass die Kinder gleich herausplumpsen.« Dafür seien aber alle Geburten leicht gewesen – und die große Geschwisterschar sei den Kindern gut bekommen.

»Sie fühlten sich zwar oft unterbemuttert«, sagt sie, viel schlimmer sei jedoch das Gegenteil. Das hat sie bei ihrem Nesthäkchen erlebt, das allein zurückblieb, nachdem die Schwestern ausgezogen waren. »Unsere ganze Energie hat sich auf das eine Kind entladen«, sagt sie, »das war nicht gut für uns.«

Nun aber sind die Töchter alle erwachsen und – »aus Gnade, anders kann ich es mir nicht erklären« – alle noch gläubig. Das war der Mutter wichtig, gezwungen habe sie die Mädchen aber nie. »Wer sonntags liegen bleiben wollte, blieb liegen. Wir gingen in die Messe, auch wenn es unter ihnen gerade nicht in Mode war. Meist kamen sie dann doch noch hinterhergetapst.«

Weit hatten sie es bis zur Kirche nicht. Einmal durchs Hoftor, 160 Meter die Schlossgasse hinab liegt das Zentrum des hessischen Dorfs Habitzheim: die Bäckerei, die Kneipe, die evangelische Kirche und – direkt daneben – die katholische Kirche. Die Glocken der beiden schlagen in trauter Ökumene abwechselnd die Stunde.

Die Löwensteins sind seit Generationen im Malteser-Orden aktiv. Auch die Mädchen haben schon früh Schwerkranke nach Lourdes begleitet, sich im Libanon um geistig Behinderte gekümmert. »Sie können ja nicht all dies« – die Arme der Mutter beschreiben einen Kreis, der das ganze Hofgut mit seinen 150 Hektar Ländereien umspannt – »bekommen haben und nichts zurückgeben.«

Ihr Mann, Felix Prinz zu Löwenstein, ist der drittgeborene Sohn. Nach ihm kamen noch zwei Mädchen und zwei Jungen. »Man entwickelt Überlebensstrategien«, sagt er. »Wir sprechen alle so schnell, weil wir unseren time-slot nutzen mussten.« Der Prinz zu Löwenstein blickt amüsiert in die Welt. Über seine Frau, die bei der Hochzeit erst 21 war, sagt er: »Manche Exemplare muss man schnell vom Markt nehmen.« Unter dem Humor liegen Stolz und Anerkennung, nach 36 Jahren Ehe. »Wer jung heiratet, ist noch weich wie Knete. Wir haben uns gegenseitig formen können.«

Als er erstmals Vater wurde, war er 25. »Wir waren enorm entspannt und haben uns gar keine Sorgen gemacht.« Zeit hatte er damals aber nicht viel für die Mädchen – auch seine Kinder mussten um die Aufmerksamkeit der Eltern ringen. »Manche haben es drauf, sie sich zu holen, andere nicht. Es ist schwer, das zu managen.« Ob er gut darin gewesen sei? Ein kurzes Zögern, dann antwortet Felix Prinz zu Löwenstein: »Meine Frau war gut darin.«

Seine Stärke ist es, Konflikte zu entschärfen, Ablenkung statt Konfrontation. Das konnte schon sein Vater, unter dessen Schreibtisch er als Kind stundenlang spielte und den Papierkorb auskippte, ohne beachtet zu werden. Auch dieses »da sein, ohne sich zu kümmern« hat er vom Vater übernommen. »Ich habe nicht auf dem Bauch gelegen und mitgespielt«, sagt

Felix Prinz zu Löwenstein, »aber ich habe abends vorgelesen und war zu allen Mahlzeiten da.«

Eine Kleinfamilie war für ihn undenkbar. »Ein Osterfrühstück mit vier Leuten wäre für mich gar keins. Da muss es wuseln!« Er hat überhaupt gerne viele Menschen um sich. »Und zwar twentyfourseven, rund um die Uhr«, sagt seine Frau Elisabeth.

Es ist jetzt Mittagszeit, die Familie hat sich im Speisezimmer versammelt. Tochter Johanna, 32, sagt: »Meine Mutter und ich brauchen ein bisschen mehr Ruhe. Nach viel Geselligkeit muss man die Tür auch mal zumachen können.« Sie klatscht ihre Mutter über den Tisch hinweg ab. »Wollen wir beten?« fragt ihr Vater Felix. Sie sprechen immer gemeinsam das Tischgebet.

Die dreijährige Emelie will aber nicht mitbeten, auch nicht essen, Kürbis ist igitt, sie rutscht vom Stuhl und versteckt sich. Die Erwachsenen nehmen davon kaum Notiz, sie tauschen die Ereignisse des Vormittags aus: Ein Hochzeitspaar will seine Rechnung nicht zahlen; es gibt einen neuen Grundriss fürs geplante Altenteil; das Familiengrab sieht aus »wie Hund«; der Verwalter ist immer noch krank, doch die Felder müssen für die Wintersaaten vorbereitet werden, Johannas Mann wird sich selbst auf den Traktor schwingen.

Lange hält es die Familie nicht am Tisch, Tatendrang liegt in der Luft. »Wollen wir beten?« Sie springen auf, Hände falten, Dankgebet, dann geht ein jeder wieder seinen eigenen Geschäften nach.

Felix Prinz zu Löwenstein sitzt nun im Gutsbüro am Computer, an der Wand hängt sein Anbauplan. Auf dem Flurstück Scherbengrund stand in diesem Sommer Dinkel, am Klettenberg wuchsen Ringelblumen, hinter dem Hang stand Melisse, der Acker »Die Armut« war mit Roggen bestellt. Als zwölfjähriger Bub habe Felix, so wird es seine Mutter später erzählen, sich Weizenkörner in die Taschen gefüllt und gesagt: »Wenn der Vater nicht mehr will, mach ich den Bauern.« Nachdem er das Gut dann tatsächlich vom Vater übernommen hatte, stellte er es 1992 auf ökologische Landwirtschaft um. Nun gilt es, die Vielfalt zu wahren, Fruchtfolgen einzuhalten, dem Boden Gründüngung zu gönnen und den Humus zu hegen.

Mit den Jahren ist aus dem begeisterten Bio-Landwirt ein Sprecher der Öko-Bewegung geworden, Vorstandsvorsitzender von BÖLW, dem Bund Ökologische Lebensmittelwirtschaft. Ein Buch hat er geschrieben, »Food Crash«; es enthält schlüssige Szenarien zur Zukunft der Menschheit: Wenn die Landwirtschaft weiter unter so hohem Einsatz von Energie und Chemie betrieben werde, dann halte das der Planet nicht mehr lange aus. Felix

Prinz zu Löwenstein ist jedoch kein Pessimist, sondern ein gläubiger Optimist. Der Ausweg, den er weist, heißt ökologische Intensivierung.

Keinesfalls käme er auf den Gedanken, seine sechs Töchter als seinen persönlichen Beitrag zur Überbevölkerung zu sehen. »Solche Reaktionen bekomme ich auch nicht von außen.« Nur ein einziges Mal, da habe ihm ein Anti-Natalist eine Broschüre zugesteckt, die sich radikal gegen das Kinderkriegen aussprach. »Ich war ganz baff, dass es solche Leute überhaupt gibt«. In seinem katholischen Weltbild hat das alles keinen Platz. »Wir wollen viele Enkelkinder, das finden wir hoch spannend.«

Noch aber ist es nicht so weit, die Mädchen sind jung und die Eltern üben sich in Geduld. »Auf uns hat damals auch niemand Druck ausge- übt«, sagt Felix Prinz zu Löwenstein. Dass seine erste Enkeltochter nun auf dem Hofgut wohnt, gefalle ihm natürlich. Im kommenden Jahr sollen ihre Eltern, seine Tochter Johanna und sein Schwiegersohn, den Betrieb übernehmen. »Nur vierzig Prozent der Landwirte haben heute noch einen Hofnachfolger«, sagt Felix Prinz zu Löwenstein. Er darf sich also glücklich schätzen. Aber lange war das nicht abzusehen.

Die Töchter interessierten sich als Kinder nicht die Bohne für die Landwirtschaft. »Ich habe zwar halbherzig versucht, sie mit auf den Acker zu nehmen, aber da konnte ich nicht landen.« Bei Mädchen gehe das Interesse über die Tiere, »da hatte ich nicht viel zu bieten«. Buben mögen Traktoren und damit auch den Ackerbau. Doch es kam eben kein Junge.

Schlimm habe er das nicht gefunden, beteuert Felix Prinz zu Löwenstein. »Gott sei Dank muss ich ja nicht das Überleben des Namens sichern.« Das steht in der Verantwortung seines Vetters, des Fürsten zu Löwenstein, der auf dem Stammsitz der Familie in Kleinheubach residiert. In der Nebenlinie lebt es sich ungenierter.

Was aber machen: Von seinen sechs Mädchen wollte partout keins Landwirtschaft studieren. Das Hofgut also verkaufen? Unmöglich, es ist seit 500 Jahren im Besitz derer zu Löwenstein. Der Prinz beschloss, ein Experiment zu wagen: Er wird an Nachfolger übergeben, »die noch keinen Schimmer von der Landwirtschaft haben«. Seine Tochter Johanna hat Event-Management studiert. Der Schwiegersohn ist Betriebswirt. »Aber der Verwalter macht es sehr gut, und ich bin entschlossen, mich nicht einzumischen.«

Sein Schwiegersohn, Robert Freiherr Heereman von Zuydtwyck, sitzt nun – im feinen Oberhemd – auf dem Schlepper, er grubbert ein leicht abschüssiges Feldstück, lockert die Erde für die Nachsaat. »Wenn mein Schwiegervater uns früher an Ostern auf Feldbeschau mitgenommen hat, interessierte das keinen von uns. Ich denke, darunter hat er schon gelitten«, erzählt er. Aber mittlerweile fasziniere die Landwirtschaft ihn selbst. Bei Tisch versucht er nun manchmal, dem Schwiegervater Fragen über die Maschinengemeinschaft oder die Saatfolge zu stellen, doch die meisten der Damen am Tisch wechseln aus Desinteresse sofort das Thema.

Der Blick geht weit über die sonnigen, leicht hügeligen Felder, unten am Weg werden Zuckerrüben verladen. Es ist ein schönes Stück Erde, auf das Robert Freiherr Heereman von Zuydtwyck eingeheiratet hat. Nach 500 Jahren wird dieses Land nun also den Sippennamen wechseln. Der Schwiegersohn betont, wie großzügig das von seinem Schwiegervater Felix sei. »Ich habe Freunde«, sagt er, »die ihre Höfe lieber an einen Neffen als an die Töchter übergeben würden, damit der Name bleibt.«

Könnten Johanna und ihre Tochter Emelie nicht einfach den Löwenstein'schen Namen weitertragen? Die Antwort kommt schnell: »Das würde man im Adel merkwürdig finden!« So ist Johanna Prinzessin zu Löwenstein seit der Hochzeit nun bloß noch eine Freifrau.

Die beiden lernten sich schon in früher Jugend kennen. Auch Robert Freiherr Heereman von Zuydtwyck hat fünf Geschwister. »Vielleicht haben Johanna und ich deshalb eine ähnliche Seelenlage entwickelt«, sagt er. Ihre Kindheiten waren dennoch sehr verschieden. »Meine Schwiegermutter wollte immer wenig Personal. Ich hingegen wurde von der Vollzeit-Haushälterin geweckt und habe meine Mutter vor der Schule nicht gesehen.«

Seine Familie ist sehr religiös, drei seiner Geschwister haben das Zölibat gewählt. »Ich halte nicht viel von Sex vor der Ehe«, sagt Robert Freiherr Heereman von Zuydtwyck. »Zu früh miteinander in die Kiste zu hüpfen, macht es nur einfacher, sich vor einer endgültigen Entscheidung zu drücken.«

Auf dem Feldweg kommt der Nachbar auf seinem Traktor vorbei. Er grüßt überrascht den Freiherrn, der so selten auf dem Schlepper unterwegs ist. »Weil der Felix nicht im Dorf am Stammtisch sitzt«, erzählt sein Schwiegersohn, »hat er über die Jahre keine Flächen dazupachten können. Das geht alles unter der Hand weg, wenn einer aufhört.« Die Löwensteins wirtschaften ausschließlich auf eigenem Land. »Aber große Flächen sind heute wichtig.«

Johanna und er überlegten nun, zum Ausgleich mehr in die Direktvermarktung zu gehen, Tee zu verkaufen und Soßen herzustellen: möglicherweise können sie sogar eigenes Bier brauen? Der Name Löwenstein könne vielleicht vermarket werden. Ihm sind längst nicht alle Gebräuche des Adels heilig. »Die Frage ist ja: Soll man an Dingen zum Schaden von Menschen festhalten?« Er kennt katholische Adelige, die enterbt wurden, weil sie bürgerlich oder evangelisch heirateten. Die Löwensteins seien diesbezüglich aber sehr entspannt. Seit der Generation seiner Schwiegereltern überwiegen in der Familie bürgerliche Ehepartner. »Der Name spielt da keine Rolle mehr.«

Es ist Dienstagnacht, in der katholischen Kirche von Habitzheim flackern Kerzen. Der Kirchenraum ist dunkel, »Gottheit tief verborgen« klingt aus den Sitzbänken und »Lobe den Herrn, meine Seele«. Altar, Taufstein und Kanzel standen alle einst in der Löwenstein'schen Schlosskapelle, 1858 zogen sie in den Kirchenneubau im Dorf um. Vor dem barocken Hochaltar ihrer Vorfahren hockt nun Johanna Freifrau Heereman von Zuydtwyck am Boden. Sie leitet eine Gebetsnacht, liest mit den größtenteils jungen Leuten Fürbitten und Gebete.

Später erzählt sie jedoch von ihren Glaubenszweifeln: »Die gab es, bis zur völligen Ablehnung.« Johanna Freifrau Heereman von Zuydtwyck spricht über alles im Leben so klare Worte – sogar über sich selbst: »In unserer Kindheit war ich der Unterdrücker, wirklich ein Miststück und die Anführerin im Unsinn stiften.« Noch heute werfe eine Schwester ihr vor, sie habe sie unter Androhung von Prügel gezwungen, ihr Kakao zu holen. »Wir haben uns viel geprügelt. Man musste sich wirklich durchbeißen.«

Ihr selbst habe das alles nur gutgetan, anderen Schwestern sicher weniger. »Geschwister können eine Tortur sein.« Sechs Kinder, sagt sie dann, wären ihr selbst zu viel. »Aber vier würde ich auf einen Schlag nehmen. Ich vermute, meine Schwestern werden alle ihre vier kriegen.«

Von der Kindheit auf dem Lande ist ihr vor allem die Freiheit in Erinnerung geblieben. »Wir waren nur draußen in irgendwelchen Heuburgen, meine Eltern haben uns tagsüber kaum gesehen.« Viele der Hofgebäude wurden damals nicht mehr genutzt und waren baufällig geworden. »Wir Kinder wussten nie, wo man gleich durchkracht; es war streng verboten, aber wir haben uns überall Hütten gebaut.«

Auf dem Heuschober hätten sie geraucht, »nackt, damit es hinterher keiner riecht«, im Keller hätten sie Kartons angezündet. Mit dreizehn Jahren hat sie dann den Eltern einen kleinen Peugeot vom Hof geklaut. »Darin bin ich über die Felder geheizt und hab ihn total aufgesetzt.« Sie brachte das beschädigte Auto heimlich zurück, ihr Vater Felix beschuldigte die polnischen Arbeiter – um zu erreichen, dass Johanna freiwillig beichtete. Das tat sie dann auch und musste 500 Mark durch Hacken auf dem Feld abarbeiten.

Einigen ihrer Schwestern mag es damals gefallen haben, dass es die freche Johanna endlich einmal richtig erwischt hatte. »Gerechtigkeit war bei uns ein großes Thema.« Sie äfft den zickigen Ton jugendlicher Mädchen nach: »Jetzt habe ich schon gekocht, jetzt muss ich nicht auch noch die Küche aufräumen!« Eine Schwester sei immer aufs Klo verschwunden, bis alles ordentlich war, »jeden einzelnen Tag«. In der Pubertät habe man sich aber auch hinter den anderen Geschwistern vor den Eltern verstecken können.

Sie fasst es so zusammen: »Man kennt seine Eltern nicht so gut wie ein Einzelkind, und sie kennen einen auch nicht so gut. Man spricht dafür mehr mit anderen Leuten, Freunden oder der Großmutter.« Ungeheuer wichtig war für die Mädchen daher die Abiturreise, die ihre Eltern mit jedem Kind unternahmen. »Ich war mit ihnen in Marokko. Da war ich im Grunde zum ersten Mal im Leben mit meinen Eltern allein.«

Gerade gestern war ihre Mutter im Reisebüro, um die Unterlagen für die Abiturreise der Jüngsten abzuholen. Diesmal ist New York dran, Abreise in drei Tagen. Der Vater gibt einem der älteren Mädchen telefonisch durch: »Sag deiner Schwester, sie soll vor der Abi-Reise nicht so viel trinken!« Drei bis vier von ihnen genössen gerade das Oktoberfest, erklärt seine Frau. »Ich glaube kaum, dass sie dort am Sonntag in die Kirche gehen.«

Sind es nun drei oder eben doch vier, die gerade in München feiern? Bei sechs Kindern kann man das wohl nicht permanent so genau verfolgen. Der Vater sagt am Telefon: »Ja, Kind, ich möchte unbedingt alles über deine Reise hören, aber nicht jetzt, wir sprechen uns übermorgen, ja?« Er hat wie immer viel zu tun.

Seine Tochter Johanna sitzt im Nachbarbüro und arbeitet am Grundriss für das Altenteil, in das ihre Eltern bald übersiedeln werden. Wobei das Wort »Altenteil« schlecht passt, die Eltern sind beide noch keine sechzig. Doch sie haben 24 Jahre Bauarbeiten hinter sich, sie haben das gesamte Hofgut saniert, haben ein komplettes Gebäude-Ensemble wiederhergestellt und ein nagelneues Wirtschaftsgebäude errichtet. Es reicht ihnen nun.

»Ich ziehe den Hut vor der Tatkraft meiner Eltern«, sagt die Tochter. Sie selbst will nach der Übernahme gleichberechtigt mit ihrem Mann auf dem Hofgut arbeiten. »Grundsätzlich finde ich es zwar besser, wenn die Mutter bei den Kindern bleibt«, sagt sie – die meisten ihrer adligen Freundinnen täten das –, »aber ich würde verrückt werden.« Arbeitende Mütter gehen in Adelskreisen auch vollkommen in Ordnung, Kinder in Krippen allerdings nicht. Au-pair-Mädchen sind für die meisten die einzige Lösung – so hat es auch ihre eigene Mutter ab dem vierten Kind gemacht.

Fragt man Johanna Freifrau Heereman von Zuydtwyck nach ihren Vorfahren, kritzelt sie schnell eine Art Stammbaum hin und sagt dann: »Keine Ahnung. Man wird ja immer abgefragt von seinen Eltern, aber wann ich das wohl alles checke?« Für Adelstheorie interessiert sie sich überhaupt nicht, sehr aber für ihre Großmutter. Die »Amama« ruft sie nur zu gerne an: »Wie viele Enkel hast noch mal, 21? – Ach so, 22. Und vier Urenkel.« Nach dem Auflegen flüstert sie: »So eine süße Großmutter.« Viele Kinder, stellt sie dann fest, seien auch der Garant dafür, dass im Alter wenigstens einer lieb zu einem sei.

Zu ihrer Großmutter geht es am Küchengarten vorbei, einen kleinen Hügel hinauf. Dort steht, etwas abseits, ein sehr geräumiger Bungalow. Als er 1969 gebaut wurde, tat der Neubau ein bisschen so, als habe er nichts mit dem alten Gutshof zu tun; fast ein Gegenentwurf war er, der Ausdruck eines modernen Familienlebens am Dorfrand von Habitzheim.

Christine Prinzessin zu Löwenstein sitzt sehr aufrecht in ihrem Sessel, in eleganter Strickjacke, das weiße Haar asymmetrisch geschnitten. Geboren 1926, meistert sie ihren Alltag noch ganz allein. »Ich hatte sieben Kinder, meine Güte, es ist doch ein Klacks, wenn ich nur für mich sorgen muss«, sagt sie.

Alterseinsamkeit kennt sie nicht. Ihr Sohn Felix hat es so ausgedrückt: »Man muss bedenken, dass meine Mutter erst vor vier Jahren Vollwaise wurde – ihre eigene Mutter starb im Alter von 106.« Da war Christine Prinzessin zu Löwenstein 82. Sie sagt: »Ich habe noch fünf Geschwister, und wir haben guten Kontakt.« Ursprünglich waren sie zu siebt, sie selbst ist die Zweitgeborene, die älteste Tochter. »Bei so vielen Kindern ist es sehr wichtig, die Ältesten zu stützen, sonst sind sie sehr belastet«, sagt sie.

Auf ihrem Flügel steht ein Foto, darauf lachen ihre zwei ältesten Söhne als noch sehr junge Prinzen Papst Johannes Paul II. an. Direkt daneben steht ein zweites Foto, auf dem ihr Sohn Felix die Szene im Wachsfiguren-Kabinett nachspielt. Der Ulk gefällt der Mutter offensichtlich genauso gut wie die höchste Ehre.

Es war ihr wichtig, die autoritäre Erziehung ihrer eigenen Mutter nicht nachzuahmen. Sie habe viel von ihrem Mann gelernt, der wiederum der neunte und jüngste Sohn gewesen sei. »Seine Mutter war eine Gräfin Kinsky, die hatten eine gute Art mit Kindern.« Auch ihr Mann sei ihnen enorm zugewandt gewesen. »Er hat unsere Kinder nicht kleingemacht.«

Mit 27 hatte Christine Prinzessin zu Löwenstein bereits drei Söhne, da habe eine Verkäuferin bei der Umkleidekabine zu ihr gesagt: »Ach, Sie Arme! Was haben sie noch vom Leben!« Das fand sie ungehörig. »Beim Adel ist Kinderreichtum nicht so verpönt, da heißt es nicht gleich Karnickel-Wirtschaft.« Trotzdem gab es für sie harte Phasen. »Als das fünfte Kind da war, habe ich keine Kinderfrau mehr gefunden.« Es folgten acht Jahre ohne Hilfe. »Da sind wir im Chaos versunken. Das hat mich sehr belastet.«

Ihr Mann war kriegsverletzt und mit der Landwirtschaft beschäftigt, er half ihr kaum. »Ich bin sogar allein mit den Kindern in den Urlaub gefahren.« Einmal sei ihr Dreijähriger in Belgien am Strand verloren gegangen. »Es dauerte Stunden, bis die Polizei ihn mir zurückgebracht hat.« Aber auch daheim auf dem Hof blieb oftmals ein Kind zu lange verschwunden. »Ich habe immer zuerst in den Silos nachgeguckt.« Aus Angst, es könnte hineingefallen sein.

Nach dem siebten Kind war ihr klar: Nun muss Schluss sein. »Ich dachte: Ich habe meine Schuldigkeit getan, ich kann nicht mehr.« Ihre Erschöpfung von damals lässt sie heute Meinungen vertreten, die in Adelskreisen sehr eigenständig sind, zum Beispiel: »Ich bin sehr für Krippen, der Ausbau ist überfällig!« Zwar habe sie selbst keine klassische Karriere gewollt, aber sie habe sich immer gewünscht zu schreiben. »Doch ich hatte ja nie Zeit.«

Auch in anderen Dingen ist die alte Dame eine Freidenkerin. Wenn Verkäufer sie früher laut »Durchlaucht« nannten, um auf ihre feine Kundschaft hinzuweisen, hat sie das wütend gemacht. Ein dekoratives Familienwappen hat sie in ihre Gäste-Toilette gehängt. Vor allem aber möchte sie sich nicht mehr als Prinzessin anreden lassen. »Das schafft nur Distanz. Ich möchte ja gar nichts anderes sein als irgendjemand im Dorf.«

Es ist ihr zu mühselig geworden, allen Menschen zu erklären, dass das Wort Prinzessin seit 1918 gar kein Adelstitel mehr, sondern einfach nur Bestandteil ihres Namens ist. Schlicht »Christine zu Löwenstein« hat sie auf das Buch drucken lassen, das sie mit 81 Jahren endlich doch noch veröffentlicht hat: »Auf dem Drahtseil durch die Kinderstube.«

Ihre Töchter hätten beide sehr spät geheiratet und nur zwei Kinder bekommen, wegen der Karriere. »Dass die Frauen arbeiten wollen, macht so große Familien eben kaum noch möglich«, sagt sie. Der Adel sei zwar mit allem später dran als der Rest der Gesellschaft, aber in Zukunft werde es auch in adligen Familien immer weniger Kinder geben. »Ja«, sagt Christine zu Löwenstein, »auch bei uns wird das nicht anders sein als bei allen anderen.«

Rocco Thiede

»Ob leibliche Kinder oder Pflegekinder: Wir machen da keine Unterschiede!«

Familie Schulz aus einem kleinen Ort in den neuen Bundesländern hat vier leibliche und drei Pflegekinder. Mutter Konstanze ist offiziell »Hausfrau«. Dennoch arbeitet sie dank eines permanenten Vertrages mit dem Jugendamt des Landkreises als Pflegemutter. Das bedeutet: In den vergangenen Jahren waren bei der Großfamilie Schulz zusätzlich mehr als 70 Pflegekinder auf Zeit zu Gast.

Es ist kurz vor Mitternacht, als das Telefon bei Konstanze Schulz klingelt. Sie und ihr Mann Matthias sowie die jüngeren Kinder Thomas und Maria schlafen schon. Es war für Konstanze ein anstrengender Tag, der mit dem Elternabend in der 20 Kilometer entfernten Schule ausklang. Heute hatte sie ein Treffen mit ihrer Koordinatorin beim Jugendamt. Außerdem mussten am Vormittag einige Büroarbeiten im Trägerverein der Verwaltung des Kindergartens erledigt werden, eine Tätigkeit, die sie vor einigen Jahren zusätzlich im Ehrenamt übernahm. Nicht zu vergessen der Großeinkauf am Mittag, denn für das Wochenende haben sich ihre älteste Tochter Luisa mit Schwiegersohn und der neun Monate alten Enkeltochter angemeldet. Das Haus der Schulzens wird an diesem Sonntag voll sein. Auch weil Sohn Johannes mit Ehefrau Paula, der zweite Sohn Christoph mit seiner Freundin Franzi sowie der dritte Sohn Richard ebenfalls kommen. Natürlich wird auch der 22 Jahre alte Manuel beim Essen dabei sein, da er noch bei seinen Eltern wohnt.

Konstanze und Matthias haben sieben Kinder. Ihre ältesten vier sind ihre leiblichen Kinder. Manuel und die schulpflichtigen Thomas und Maria gehören als Pflegekinder schon seit vielen Jahren gleichberechtigt zur Familie. Wenn sich dann – wie an diesem Wochenende – die 13-köpfige Großfamilie mit Kindern, Enkeltochter, Schwiegersohn und Schwiegertochter



Konstanze und Matthias Schulz inmitten ihrer Kinder - Luisa, Johannes, Christoph, Richard, Manuel, Thomas und Maria; deren Freundinnen, Schwiegersohn und Enkelin.

sowie Freundin wieder einmal vollzählig im 270 Quadratmeter großen Haus ihrer Eltern in einem kleinen Ort in Ostdeutschland trifft, dann sind für Mutter Konstanze und Vater Matthias einige Vorbereitungen notwendig. Sie alle freuen sich sehr auf dieses gemeinsame Wochenende. Die Großfamilie soll sich geschlossen am riesigen Tisch der Wohnküche ihres Einfamilienhauses aus den 1920er-Jahren versammeln. Man wird

Rocco Thiede

gemeinsam kochen, essen und sich unterhalten, so wie es vor sechs Jahren tagtäglich üblich war, als noch alle unter einem Dach wohnten. Mittlerweile sind die vier älteren Kinder aus dem Haus. Sie studieren oder bereiten sich auf den Beruf vor.

Doch der mitternächtliche Anruf auf ihrem Handy signalisiert Konstanze Schulz, dass nun doch noch alles anders kommen könnte. Konstanze hat ihr Mobiltelefon 24 Stunden am Tag eingeschaltet. Seit einigen Wochen steht sie wieder als Bereitschaftspflegerin für das Jugendamt ihres Landkreises zur Verfügung. Zusammen mit weiteren Familien gehört sie zu einem Notfallteam. »Mich dürfen die Jugendämter zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen, weil oft ganz kurzfristig Kinder oder Babys aufgenommen werden müssen, wenn ihre Eltern gerade nicht in der Lage sind, sich um sie zu kümmern«, erklärt Konstanze.

»Inobhutnahme« heißt der Fachbegriff bei den Jugendämtern, die dankbar sind, dass es Frauen und Männer wie Konstanze und Matthias Schulz gibt. Für diese Rund-um-die-Uhr-Bereitschaftspflege erhält Konstanze ein sogenanntes Freihaltegeld von pauschal 400 Euro im Monat. Voraussetzung dafür ist, dass sie nicht berufstätig sein darf, also offiziell den Status einer »Hausfrau« inne hat, der 30 Tage Urlaub zustehen. Für die tatsächliche Betreuung wird dann noch ein Pflegegeld gezahlt, das sie für den Unterhalt der Kinder von der Nahrung über den Transport bis zur Kleidung aufwenden muss.

Konstanze Schulz kann auf viele Jahre Erfahrung bauen, da sie schon 2001 in die Kurzzeitpflege eingestiegen ist. Zehn Jahre lang hat sie diese aufopferungsvolle Tätigkeit, neben ihrer Rolle als Mutter von sieben Kindern, permanent ausgeführt. Dann musste sie erst einmal – auch im Interesse ihrer eigenen Familie – eine längere mehrmonatige Pause machen. Nun, da ihre leiblichen Kinder alle aus dem Haus sind, hat sie sich erneut zur Verfügung gestellt. »Heime für Kleinkinder sollte es heute eigentlich keine mehr geben«, sagt Konstanze. »Das ist auch das Ziel der Verantwortlichen in Politik und Sozialämtern, die alles versuchen, damit Kinder aus zerrütteten Verhältnissen mindestens bis zum Vorschulalter in Familien untergebracht werden.« Auf die Erfahrungen von Menschen wie Konstanze Schulz greifen die Jugendämter gern zurück. Auch weil sie bei Familie Schulz wissen, woran sie sind. Dennoch gibt Konstanze offen und ehrlich zu Protokoll, dass diese Arbeit sehr herausfordernd ist: »Es ist jedes Mal ein Sprung ins kalte Wasser, ohne zu wissen, wie tief es ist.«

Auch ihre heutigen Pflegekinder – die Halbgeschwister Thomas und Maria – hat sie das erste Mal über den Bereitschaftspflegedienst kennengelernt. Kurze Zeit später, als beide zwei und drei Jahre alt waren, kamen sie als Pflegekinder zur Familie Schulz. Nun sind sie schon viele Jahre bei ihnen. Sie besuchen am Vormittag die Schule, gehen zur Musikschule oder zum Ballett und treffen Freunde wie in jeder normalen Familie. Sie haben aber auch Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie, sodass man Wochenendund Ferientermine wie in einer Patchworkfamilie gut absprechen muss.



Muter Konstanze Schulz ist offiziell Hausfrau: »Jedes der Kinder hat sein Päckchen zu tragen.«

Obwohl Konstanze gerade eingeschlafen war, ist sie nach dem schrillen Klingeln ihres Handys hellwach. Am anderen Ende meldet sich eine ihr bekannte Mitarbeiterin aus dem Jugendamt. Sie hat zusammen mit einer Kollegin in dieser Nacht Bereitschaft und erklärt Konstanze mit wenigen Worten, dass eine bewusstlose junge Frau Mitte zwanzig am späten Abend in Bahnhofsnähe gefunden worden sei. Die genauen Ursachen kenne man noch nicht. Vermutlich waren Drogen und zu viel Alkohol im Spiel. Die Frau hatte eine Tasche bei sich, und neben dem Personalausweis fanden die Beamten der Bundespolizei auch Fotos von Kindern im Portemonnaie. Schnell wurde mithilfe des Aus-

weises ein Datenabgleich durchgeführt, mit dem Ergebnis, dass es sich bei der Frau um eine alleinerziehende junge Mutter handelt, die einen dreiund einen sechsjährigen Sohn großzieht. Außerdem soll sie vor wenigen Wochen erneut entbunden haben. In diesen Minuten versuche die Polizei mithilfe der Nachbarn in die Wohnung der jungen Frau zu gelangen, wo die Kinder offensichtlich auf sich allein gestellt seien. Konstanze möge sich bitte bereithalten. Denn wenn sich keine Verwandten oder einer der getrennt von der Frau lebenden Väter ermitteln und finden ließen, dann sei die Notwendigkeit einer kurzfristigen Inobhutnahme gegeben.

Gegen halb zwei klingelt Konstanzes Mobiltelefon erneut. Die Mitarbeiter des Jugendamts seien auf dem Weg zu ihr. Der sechsjährige Sohn konnte tatsächlich bei seinem leiblichen Vater, der in der Nachbarschaft wohnt, untergebracht werden. Aber der dreijährige Halbbruder und seine sieben

Wochen alte Schwester werde man nun zu ihr bringen. Damit endet für Konstanze diese Nacht. Doch sie ist gut vorbereitet. In ihrem Haus gibt es ein komplett eingerichtetes Zimmer für Kinder im Alter von null bis zehn Jahren. Sie hat alles vorrätig: von Kinderwagen und Babywippe über Windeln, Milchpulver und Babybrei bis zu Drei- und Laufrädern, dazu vielerlei Spielzeug. Außerdem natürlich Kinderkleidung in allen Größen. Für die Bereitschaftspflege stehen bei Familie Schulz zwei Plätze zur Verfügung.

»Immerhin wussten wir in diesem Fall die Namen und das Alter der Kinder«, sagt sie rückblickend. »Es gab auch schon Fälle, da standen die Mitarbeiter mit einem Kleinkind vor meiner Tür, und wir konnten nur schätzen, wie alt es sein mochte. Es gab keine Papiere, keinen Namen, und die Mutter konnte niemand fragen, weil sie nicht ansprechbar war«, erzählt Konstanze.

Es gibt viele Gründe, warum Kinder kurzfristig in einer Pflegefamilie untergebracht werden müssen. Oft werden Mitarbeiter des Jugendamts gerufen, wenn die Vermutung besteht, dass sie nicht versorgt werden oder körperliche Misshandlung erleben. Aber auch plötzliche Krankheit oder die Unfähigkeit von Eltern, ihre Kinder zu betreuen, erfordern ein schnelles Reagieren seitens der Behörden und meist eine Unterbringung der Kinder im Rahmen der Bereitschaftspflege.

»Jedes der Kinder, die spontan und für maximal zwei Monate in unsere Familie kommen, hat sein eigenes Päckchen zu tragen.« Das bedeutet nichts anderes, als dass fast alle Kinder, die als Notfall zu Konstanze und Matthias Schulz gelangen, eine eigene tragische Geschichte, im Prinzip ein Trauma, haben. »Am schlimmsten ist es aber mit den Kindern, die nicht einmal mehr weinen können, keine Emotionen zeigen«, meint Konstanze, »niemand weiß wirklich, was sie schon alles durchgemacht haben.«

Wer sich mit den Schicksalen der Kinder beschäftigt, findet in Zeitungsartikeln eine Reihe von traurigen Geschichten, wie etwa die des kleinen Mädchens, das im Kindergarten gelassen wurde. In ihrer Brottasche fanden die Erzieher einen Zettel der Mutter, dass sie ihre Tochter nicht mehr abholen komme. Man solle dem Kind bitte helfen, sie schaffe es nicht mehr mit der Erziehung. Oder von einem Jungen, der bei Nachbarn immer mal wieder um Essen bettelte, in der Schule vor Erschöpfung einschlief, weil er sich als Ältester von fünf Geschwistern um seine kleinen Brüder und Schwestern zu kümmern hatte.

»Es gibt klare Ablaufpläne für diese Fälle, die von den Mitarbeitern der Jugendämter umgesetzt werden«, sagt Konstanze. Sind die Eltern geschie-

den und der Vater »unbekannt verzogen, ohne Unterhalt zu zahlen« wird nach weiteren nahen Verwandten wie Großeltern oder Geschwistern gesucht. Oft stehen Verwandte kurzfristig nicht zur Verfügung. Solange für das Kind keine Dauerlösung gefunden wird oder bis die Eltern gesundheitlich wieder stabilisiert sind und die Verantwortung für ihr Kind übernehmen können, kommt Konstanze ins Spiel. Die Jugendämter entscheiden dann auch, ob in diesen Wochen eine Besuchsregelung zum Beispiel »in unserem Haus oder auf neutralen Boden oder im Amt selbst erlaubt wird«. Viele weitere Absprachen zum Wohle der Kinder werden in sogenannten Hilfeplangesprächen mit den zuständigen Mitarbeitern des Jugendamts, den Erziehungsberechtigten und den Pflegeeltern festgelegt. Für Konstanze wiederum ist damit auch bürokratischer Aufwand verbunden, denn oft müssen Berichte verfasst werden. Kontakte zu den Eltern oder Verwandten der bei Familie Schulz wohnenden Kinder werden ebenso protokolliert wie Auffälligkeiten oder Besuche beim Arzt. »Die Kinderärztin hier im Ort kennen wir gut«, sagt Konstanze. »Sie weiß um die besondere Situation in unserer Pflegefamilie.«

Es gab aber auch schon Fälle von gewaltbereiten Eltern, die Konstanze auf einem Parkplatz attackierten und sofort ihr Kind wiederhaben wollten. »Her mit unserem Kind! Schaff dir selber welche an«, schrie sie ein Mann an, der außer Kontrolle zu geraten schien. Das sind dann die unangenehmen Situationen, wo es gut zu überlegen gilt, wie man auch im Sinne der eigenen Sicherheit reagiert. In obigem Fall entgegnete Konstanze sachlich und trocken: »Ich habe selbst sieben Kinder.« Sie erklärte dem zu allem entschlossenen Vater nur, dass sie vom Jugendamt angefragt worden sei, sein Kind in einer außergewöhnlichen Situation zu übernehmen. Nun gehe es darum zu klären, wie es im Interesse des Kindes weitergehen solle. »Natürlich sollte man davon absehen, sich Eltern, die ihr Kind auch mit Gewalt zurückholen wollen, entgegenzustellen. Aber wenn man es schafft, ihnen bewusst zu machen, was für Konsequenzen es hat, wenn die Polizei eingeschaltet wird und später ein Familienrichter über sie urteilen muss, denken einige doch nach. Wir sind zum Glück nicht die Gerichtsinstanz und treffen nicht die Entscheidungen über die Perspektive der Kinder.«

Natürlich verlangt der Gaststatus der Kurzzeitpflegekinder auch Verständnis und Toleranz bei ihren eigenen Kindern. Schließlich gab es bereits Fälle, »wo sich ein älteres Mädchen bei den Sachen unserer Kinder bediente und diese verhökerte«. Oder geplante Ausflüge können nicht stattfinden, weil kurzfristig ein Besuchstermin wahrgenommen werden muss. Für eine bestimmte Zeit müssen Spielzeug, Süßigkeiten und nicht zuletzt die Zuwendung und Aufmerksamkeit der Eltern geteilt werden.

Rocco Thiede

Und dann heißt es auch immer wieder Abschied zu nehmen, entstandene Freundschaften und Beziehungen aufzugeben und wieder offen zu sein für neue »Gäste«.

Ihre eigenen Kinder hätten gelernt, Verantwortung zu übernehmen, über das in einer Großfamilie notwendige Maß hinaus. Das Geben und Nehmen war bei den Schulzens nach eigenem Bekunden nie abhängig von der leiblichen Elternschaft. Paradoxerweise gibt ihr die eigene Großfamilie genau die Kraft und Energie, um mit den problematischen Fällen aus anderen Familien zurechtzukommen, die ihr immer wieder begegnen. »Aber ich weiß schon, das System oder ganze Familien kann ich nicht retten oder verändern, deshalb setze ich bei den Schwächsten an, den Kindern, und versuche, ihnen in Notsituationen ein Zuhause und Halt zu geben«, resümiert Konstanze. Dabei galt es auch immer, Grenzen zu ziehen. »Irgendwann wurde uns klar, wir können uns nur zu hundert Prozent um die Kinder kümmern, nicht auch noch um die Eltern.« Hier gebe es viele festgefahrene Muster, »die wir nicht auch noch aufbrechen können, sonst geht man selbst mit kaputt«.

Doch gerade hat man sich aneinander gewöhnt, sind sechs oder acht Wochen herum, »dann müssen wir schweren Herzens die Kinder wieder in ihre Familien zurückgeben oder sie in eine neue Dauerpflegefamilie verabschieden. Das ist auch bei uns immer mit einem Trennungsschmerz verbunden. Das Loslassenmüssen«, sagt Konstanze, »gehört für mich nicht selten zu den großen emotionalen Herausforderungen«, obwohl bei den über 70 Kindern, die sie im Laufe der Jahre aufnahm, »schon ein professionelles Herangehen notwendig ist«. Die engen Bindungen zeigen nicht zuletzt die vielen Kinderfotos, die hinter handgefertigten, farbigen Holzrahmen eine komplette Wand im Eingangsbereich ihres Hauses bilden. Wie steckt man diese heftigen Erlebnisse weg, fragt sich der Besucher, dem jene Welt fremd und weit entfernt zu sein scheint, obwohl sich diese Schicksale in unmittelbarer Nachbarschaft abspielen könnten. Welche Strategien haben Konstanze und ihre Familie entwickelt, um mit dem Leid, das sie durch die Kinderschicksale erfahren, umzugehen?

Und noch eine Frage drängt sich auf: Gab es eigentlich bei den Schulzes einen Plan für ihren Kinderreichtum? »Ich hatte eine Tante, die hatte sechs Kinder«, erzählt Konstanze, »das fand ich immer so lebhaft. Deshalb war ich dort gern zu Besuch. Mit meinen zwei Geschwistern war es mir oft zu langweilig.« Wohl auch aus diesem Grund wünschte sie sich »schon als junges Mädchen später einmal vier lustige Jungen«. Voller Überzeugung sagt

Konstanze: »Eine Großfamilie ist wirklich ein riesiges Geschenk, wenn man so eine geballte Kraft an Kreativität, Austausch, Unterstützung, Vertrauen, gemeinsamen Erlebnissen, Spaß, aber auch geteilter Freude sowie geteiltem Leid hat. Das wiegt bei Weitem die Investitionen auf, die man in das Projekt Familie steckt.« Sie wirkt bei unserem Gespräch in ihrer gemütlich eingerichteten Wohnstube mit den alten Möbeln sehr ruhig und gefasst, fast gelassen. Schnell merkt man, dass Konstanzes heutiges Wirken seine tiefen Wurzeln in einer bewegten Familiengeschichte hat, die seit Generationen vom selbstlosen Einsatz am notleidenden Nächsten geprägt ist. Schon in den 1930er-Jahren setzten sich ihre Großeltern mit ihren vier Kindern auf einem Bauernhof für behinderte und benachteiligte Menschen ein. Sie führten den »Berghof« aus der Motivation christlicher Nächstenliebe heraus. Bis heute wird dort alkoholkranken Menschen geholfen, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, um so von ihrer Sucht zu lassen sowie neuen Sinn und Lebensmut zu finden. Das unangepasste Leben vor dem Hintergrund eines freikirchlichen Glaubens übertrug sich vom Großvater auf den Vater und seinen Bruder, Konstanzes Onkel, die beide Mediziner sind.

Konstanzes Eltern, die heute nicht mehr zusammenleben, lernten sich in den 1960er-Jahren beim Studium kennen, als ihr Vater Medizin und die Mutter Sonderpädagogik für Hörgeschädigte studierte. In dieser Zeit wurde Konstanze geboren. Sie ist die älteste von drei Geschwistern. Alle Kinder wuchsen in einer Kreisstadt in Ostdeutschland auf, wo ihr Vater am dortigen Bezirkskrankenhaus eine Stelle bekam. Hier gingen sie auch auf die »Polytechnische Oberschule«. Als Einzige in ihren Jahrgängen waren sie weder in der Pionierorganisation noch später in der »Freien Deutschen Jugend«, der FDJ, organisiert. »Wir galten als unangepasst und hatten durch unseren gelebten Glauben ein Stigma«, rekapituliert Konstanze. »Es war immer eine Gratwanderung, weil wir ohne Pionierhalstuch oder FDJ-Bluse erkennbar waren.« Das bewusste Ablehnen des Systems führte auch dazu, dass Konstanzes Geschwister im Osten Deutschlands kein Abitur ablegen durften. Sie selbst hatte immer einen Einserdurchschnitt und wurde wohl mehr zufällig zum Gymnasium, der »Erweiterten Oberschule« zugelassen, das in der DDR nur ausgewählten Kindern vorbehalten blieb – neben Leistung spielte in gleicher Weise die politische Einstellung der Familien eine Rolle; für Kinder aus christlichen Haushalten war der Zugang erschwert. Eigentlich wollte auch Konstanze Erzieherin oder Lehrerin werden, »aber in der DDR war die Ausübung eines pädagogischen Berufes für Nichtsystemkonforme, wie uns Christen, unmöglich«.

Rocco Thiede

Nischen gab es hier nur bei Tätigkeiten mit behinderten Menschen, »und hier haben sich die Kirchen stark engagiert«.

Sie und ihr Mann, der in der DDR nicht studieren konnte, sondern zunächst eine Ausbildung als Tischler machte, bevor er Erzieher und später Psychiatriediakon wurde, wuchsen in ihre heutigen Aufgaben schon als 19- und 20-Jährige hinein. Damals arbeiteten beide in einem Kinderheim. »Wir betreuten zwanzig Jungs – alles Förderschüler, die aus schwierigen Familienverhältnissen kamen und kaum Perspektiven hatten«, sagt Konstanze. »Dort lernten wir die praktische Arbeit mit vielen Kindern, aber auch auf die Kinder einzugehen und sie anzunehmen.« Nach der Geburt ihrer eigenen vier Kinder war die Aufnahme von Manuel als Pflegekind Anfang der 1990er-Jahre eine logische Folge aus den Erlebnissen der Zeit im Kinderheim.

Kennengelernt haben sich Matthias und Konstanze »bei einer Rennsteigwanderung mit einer Jugendgruppe im Thüringer Wald, als wir so 18, 19 Jahre alt waren«, erinnert sich Matthias. Beiden war schnell klar, dass sie die Liebe ihres Lebens gefunden hatten. 1986 wurde geheiratet und ein Jahr später bereits ihre älteste Tochter Luisa geboren. Konstanze hatte gerade nach zwei Jahren Medizinstudium den vorklinischen Teil mit dem Physikum beendet und traf zu dieser Zeit eine folgenschwere Entscheidung: Zugunsten von Kindern und Familie verzichtete sie auf die Karriere als Medizinerin und beendete ihr Studium ohne Abschluss. Die junge Familie Schulz, die von nun an bis ein Jahr nach dem Mauerfall jedes Jahr Nachwuchs bekam, wohnte in den ersten Jahren sehr beengt in einem kleinen Holzhäuschen auf knapp 50 Quadratmetern in zwei Zimmern mit Küche und Bad auf dem Gelände eines Kinderheims, das zum neuen Wohn- und Arbeitsort wurde.

Für Familie Schulz waren die späten 1980er und frühen 1990er-Jahre, als die Kinder kamen und ihre Familie wuchs, eine Zeit von knappen finanziellen Ressourcen. »Nur dank Kindergeld, Wohngeld und regelmäßiger finanzieller Unterstützung durch unsere Eltern kamen wir halbwegs über die Runden«, erinnert sich Matthias. Das änderte sich erst mit einer Festanstellung: Seit über zwei Jahrzehnten arbeitet Matthias als Lehrer für geistig behinderte und autistische Kinder in einer diakonischen Stiftung. In diese Schule gehen etwa 150 Schüler von sieben bis 18 Jahren. Sie werden in kleinen Klassen von maximal acht Schülern unterrichtet. »Einigen werden Grundlagen zum Beispiel in Deutsch oder Mathe beigebracht. Für andere ist es schon ein Erfolg, wenn sie nach dem Schulabschluss den Busfahrplan oder die Uhr lesen und verstehen können.«

Nach der Geburt von vier Kindern sagten die Ärzte zu Konstanze, dass es für sie hohe gesundheitliche Risiken bergen könne, noch weitere Kinder zu bekommen. Obwohl Konstanze und Matthias »immer diese blöden Sprüche hörten à la Wier Kinder, das ist ja schon fast asoziak oder Habt ihr abends nichts Besseres zu tun?«, war für sie klar, die Familie solle noch weiter wachsen. Und tatsächlich: Im Februar 1993 kam mit dem 19 Monate alten Manuel ein Pflegekind in ihre Familie.

Als sie Manuel das erste Mal in einem Kinderheim sahen und noch gar nicht wussten, dass er einmal zu ihnen gehören würde, lief er mit ausgebreiteten Armen und kleinen Tippelschrittchen auf Konstanze und Matthias zu. »Eine Woche später, nach einem erneuten Gespräch beim Jugendamt, gab es die entscheidende Unterschrift, und Manuel wurde als Pflegekind in unsere Familie aufgenommen. Damals gab es kaum Vorbereitungsgespräche, und eine Anbahnungs- oder Eingewöhnungsphase kannte man noch nicht«, schildert Matthias. Beim Abholen, als die gesamte Familie anwesend war, kam alles anders. »Das erste Mal rannte er uns in die Arme, beim zweiten Mal flüchtete Manuel vor uns. Wir hatten echt Probleme, ihn ins Auto zu bekommen.« Erst später merkten sie, dass der kleine Junge unter sogenanntem Hospitalismus litt, hervorgerufen durch die wechselnden Aufenthalte in Krankenhäusern und Heimen sowie die fehlende Bindung zu einer Bezugsperson. »Beim Schlafen schlug er ständig mit dem Kopf hin und her, sein ganzer Körper war steif, und er konnte keinen Blickkontakt ertragen. Er hatte stets ein unbändiges Durstgefühl, sodass er ganze Kannen Tee allein trank oder wir ihn erwischten, wie er sogar Regenwasser, das sich im Garten in einer Schubkarre sammelte, zu sich nehmen wollte«, erzählt Matthias. »Mit viel Zuwendung und intensiver Einbindung in den familiären Kontext gelang es uns, im Laufe der Jahre sein Vertrauen in Bezugspersonen wieder aufzubauen.« Manuel hatte es in der Schule auch nicht einfach, aber mit Unterstützung seiner Geschwister, seiner Pflegeeltern und einer professionellen Dyskalkulietherapie schaffte er einen regulären Abschluss auf einer Oberschule. »Rückblickend grenzt es für uns fast an ein kleines Wunder, dass Manuel durch das Schulsystem kam«, räumt Matthias ein. Nach der Schule absolvierte er eine reguläre Ausbildung und arbeitet heute als Anlagenfahrer.

Für die Schulzes sind Kinder nicht nur Arbeit und Stress, sondern gleichzeitig Glück, Erfüllung und Segen. Mit dem Status einer Großfamilie mussten sie sich schon früh auseinandersetzen. »Im Urlaub, an der Ostsee, da waren wir Exoten. Viele Menschen haben uns nur schräg angeschaut, als wir mit unserer Kinderschar am Strand aufkreuzten, und kein Wort

mit uns geredet.« Ihre Entscheidung für viele Kinder war bewusst und Matthias gibt freimütig zu: »Ich würde es immer wieder so machen. Sicher waren wir auch ein Stück weit verrückt, und andere Menschen sind mental auch nicht so aufgestellt wie wir. Klar, es gab immer wieder auch harte Zeiten, und wenn ich an die Wäscheberge sowie die materiellen Engpässe mit Wohngeldanträgen und ähnlichen Behördengängen denke, gibt es nichts zu glorifizieren. Doch unter dem Strich hat es gepasst.« Mit dem eigenen Haus, dass sich die Familie um die Jahrtausendwende anschaffen konnte – dank finanzieller Zuwendung aus der Verwandtschaft und nach dem Motto »Lieber mit warmen Händen geben« – wurde für die Schulzes auch vieles im Alltag einfacher.

Bevor Maria und Thomas als Halbgeschwister zu ihnen kamen, gab es auch schon andere Kinder, die längere Zeit in der Familie lebten, wie eine 16-jährige Austauschschülerin aus Mexiko, die für ein Jahr das Großfamilienleben kennenlernte. Auch ein 15-jähriges Mädchen aus Afghanistan, das Leukämie hatte und nach einer Knochenmarkstransplantation für ein halbes Jahr zur Genesung aufgenommen wurde, oder ein zehnjähriger afghanischer Junge mit einem schweren Herzfehler, der nach einem langen Krankenhausaufenthalt und verschiedenen Operationen im Klinikum 2004 nicht überlebte, gehörten zeitweilig mit zur Familie.

Man fragt sich schon, wie Konstanze und Matthias ihre Batterien wieder aufladen und sich Kraft für ihren fordernden Alltag holen. »Regelmä-Big fahren wir im Sommer und Winter in die Ferien nach Vorarlberg in Österreich. Dort haben wir Freunde gefunden, die uns mit unseren vielen Kindern herzlich aufgenommen haben. Hier fanden wir eine bezahlbare Ferienwohnung oder können im Sommer auf einer Alm zelten.« Je nach Jahreszeit geht die Familie von hier aus Wandern oder Skifahren. Sie genießen die unberührte Natur und helfen beim Melken, Kühe austreiben. Mist ausfahren. Heuen oder Käse herstellen. »Außerdem waren wir mit unserer Campingausrüstung von Italien über Frankreich, die Schweiz bis nach Dänemark oder Holland unterwegs«, berichtet Matthias. Er selbst hat für sich vor einigen Jahren zur Entspannung die Gartenarbeit entdeckt. »Wenn es mir einmal richtig reicht, ich einerseits über Situationen nachdenken möchte, die mich hilflos machen, andererseits auch abschalten muss, dann gehe ich in unseren Garten. Hier kann mir niemand widersprechen und alles wächst nach Plan«, sagt er mit einem Augenzwinkern.

Auch der Glaube ist für Matthias und Konstanze eine wichtige Stütze, um als Großfamilie in diesen wechselnden Konstellationen mit immer neuen Gastkindern über wenige Wochen zusammenzuleben. »Wir sind eine christliche Familie«, stellt Konstanze heraus. Wenn möglich, gehört der wöchentliche Kirchgang ebenso zum Ritual wie das Gebet bei Tisch. Ihr und ihrem Mann sei es wichtig, nicht nur über den Glauben zu reden, sondern praktisch danach zu leben. Als Konstanze einmal ein Mädchen zur Betreuung hatte, dass durch den Alkoholismus der Mutter schwer behindert war und nach einer OP im Krankenhaus lag, besuchte sie das Kind regelmäßig. Auf dem Weg dorthin hörte sie an einem Sonntagvormittag im Autoradio eine Gottesdienstübertragung. »Und was höre ich da in der Sonntagslesung aus der Heiligen Schrift? Genau: ›Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan, sagte Jesus zu seinen Jüngern. Das bestärkte mich in meinem Handeln und ich wusste, trotz aller Einschränkungen und Probleme, ich befand mich auf dem richtigen Weg.«



Vater Matthias Schulz: »Ich würde es immer wieder so machen.«

Und die leiblichen Kinder, wie gingen sie mit der Situation in ihrem Elternhaus um? Als Thomas und Maria in ihre Familie kamen, war für die Geschwister Luisa, Richard, Johann, Christoph und Manuel klar, »wir haben uns irgendwann gewünscht, dass sie für immer bleiben«, sagt Bruder Christoph. Der Wunsch der leiblichen Eltern, ihre Kinder regelmäßig zu besuchen, wurde dabei von keinem der Kinder infrage gestellt. Bemerkenswert im Kontext von leiblichen und Pflegekindern ist bei Familie Schulz das Verhältnis der Geschwister untereinander. »Interessanterweise hatte immer eines unserer leiblichen Kinder ein besonderes Verhältnis zu

einem Pflegekind«, sagt Matthias. »Oft war es für die Pflegekinder erst einmal einfacher, Vertrauen zu unseren Kindern aufzubauen. Das war wie eine Brücke, um einen Zugang zu den oft schwer traumatisierten und verängstigten Kindern zu finden.«

So erzählt Luisa, die älteste Tochter, dass sie sich eigentlich immer eine Schwester gewünscht habe. Erst als sie 17 Jahre alt war, kam mit Maria

Rocco Thiede



Luisa, die älteste Tochter, mit Mann und Kind: »Wir machten damals viel gemeinsam«



Sohn Manuel arbeitet heute als Anlagenfahrer: »Als Einzelkind zu leben, hätte ich mir nie vorstellen können.«

endlich dauerhaft ein Mädchen ins Haus. »Ich hatte mich all die Jahre nach einer Schwester gesehnt - das war Liebe auf den ersten Blick«, sagt Luisa. Noch heute haben beide ein inniges Verhältnis zueinander. Auch wenn Luisa als Teenager manchmal Probleme mit der Großfamilie hatte – »das war mir peinlich und ich ging auf Spaziergängen manchmal einen halben Kilometer hinter ihnen« –, intensivierten sich die Geschwisterbeziehungen in dieser Zeit. Sie redeten viel miteinander und teilten gemeinsame Erlebnisse: »Es war nicht mehr nur Fußball angesagt, und wir machten damals viel gemeinsam Musik als Band oder waren mit anderen Jugendlichen unterwegs.«

Die Pubertätserfahrung seiner Schwester Luisa teilt auch Christoph. »Manchmal war es mir schon peinlich, mit so vielen Leuten durch die Straßen zu gehen. Auch wenn es immer mal Streit, verbale Verletzungen oder zwischen den Brüdern auch mal eine Prügelei gab – heute bin ich total stolz auf unsere Großfamilie!«

»Wenn wir Zeit haben, übernehmen wir auch hin und wieder die Betreuung der Pflegekinder – gehen mit ihnen spazieren oder zum Spielplatz«, sagt der heute 22-jährige Manuel, der im Schichtdienst in einer Gießerei arbeitet. An seiner Familie schätzt er den großen Zusammenhalt und auch, »dass es immer viel Trubel gab, denn

als Einzelkind zu leben, hätte ich mir nie vorstellen können«. In der Großfamilie wird nach Sicht von Manuel »jeder so aufgenommen, wie er ist –

auch mit seinen Macken –, und wenn es mal Probleme gab, fand sich immer jemand, der seine Unterstützung, Beistand und Hilfe anbot«. Er kann es sich später auch einmal vorstellen mehrere Kinder zu haben. »Fünf, sechs müssen es nun nicht gerade sein, aber drei wären schon okay.«

»Das Leben in einer kinderreichen Familie verläuft aber nicht nur geradlinig und ist keine Schönwetterveranstaltung. Eigentlich gibt es zwei Gesichter: die Innensicht und die Außensicht«, konstatiert der 24 Jahre alte Christoph, ein hochgewachsener, sportlicher Lehramtsstudent. Er macht diese Janusgesichtigkeit auch an seiner eigenen Person fest. »Ich wurde von den Eltern meiner Schulkameraden und Freunde im Ort immer gelobt, wie nett ich doch sei, so wohlerzogen, mit gutem Benehmen und so. Doch innerhalb der Familie war oft das Gegenteil der Fall.« Matthias beklagte, »ich solle es ihm als Vater nicht immer so schwermachen, so viel rumdiskutieren. Es gab eine krasse Streitkultur bei uns, und wir haben oft mit Worten aufeinander geschossen. Doch nach außen hielten wir eng zusammen.« Auch zu seiner Schwester Luisa hatte er damals kein einfaches Verhältnis, gibt Christoph ehrlich zu und ergänzt: »Aber heute ist es super zwischen uns.«

Für die Kinder spielt die kirchliche Jugendarbeit nach wie vor eine ganz wichtige Rolle. »Jeden Freitag treffen wir uns mit dreißig bis vierzig Jugendlichen, um regelrecht aufzutanken«, berichtet Christoph. »Dort spielen wir Spiele, machen Sport, kochen zusammen und sprechen über Gott und die Welt oder machen gemeinsam Musik«. Hier entstand auch ein Afrika-Musikprojekt, das regelmäßig im Sommer Konzerttourneen abwechselnd in Deutschland oder Afrika veranstaltet. Christoph schwärmt: »Durch diese internationalen Begegnungen haben wir die Möglichkeit, über unseren familiären Tellerrand zu schauen und neue Freunde kennenzulernen. Egal, wer von außen kam: Wir waren immer offen und hatten stets ein Herz für Fremde.«

Die Reportage beruht auf wahren Begebenheiten, dennoch wurden aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen Namen geändert, Handlungen an andere Orte verlegt und manche Details leicht modifiziert.

Peter Dausend

»Ich muss nichts werden, ich bin was«

Alexandra Gaßmann und ihr Mann Arthur haben zusammen neun Kinder. Sie nennen sich »Clan der Gaßmanen« und leben in zwei übereinanderliegenden Wohnungen in München-Laim. Die Eltern haben eine ungewöhnliche Aufgabenverteilung gefunden: Arthur hält die Stellung – und Alexandra rettet die Welt.

Vielleicht geht ja alles auf diesen einen Satz zurück, alles, was sie heute ist, und alles, was sie heute hat. Ihre Mutter hat ihr den Satz, da war sie selbst noch ein Kind, entgegengeschleudert, die alkoholkranke Mutter, die sie so oft vom Boden im Bad aufheben und ins Bett schleppen musste. Es ist ein böser Satz und er lautet: »Du schaffst es eh nicht.«

Alexandra Gaßmann ist heute 46 Jahre alt und mit ihrem Mann Arthur, 48, seit 1985 zusammen. Gemeinsam haben sie neun Kinder im Alter von 23 bis 5 Jahren: Julia, Victoria, Ludwig, Cynthia, Samantha, Ferdinand, Gwendolin, Leopold und Jakob. Die Gaßmanns leben in zwei übereinanderliegenden Wohnungen in einer hübsch sanierten ehemaligen Eisenbahnersiedlung in München-Laim, 112 Quadratmeter groß die eine, 118 die andere. Eine elfköpfige Familie und 230 Quadratmeter München. Nicht schlecht für eine, die es eh nicht schafft.

Wer von Gaßmann zu Gaßmann, von der zweiten in die dritte oder von der dritten in die zweite Etage möchte, muss die Treppe im Hausflur benutzen. Unentwegt drehen sich Schlüssel in Schlössern, fliegen Türen auf und zu, flattern Kinder herbei, wieder davon und erneut herbei; die Küche, was sonst, ist der familiäre Taubenschlag. Auf, zu, rein, raus, rein. Wenn man den Vater fragt, wie denn, nach all dem Gesperre, Geflatter und Gewusel, die den Tag prägen, die Abende aussehen, dann sagt Arthur: »Ich halte hier die Stellung – und Alexandra ist unterwegs, die Welt retten.«

Alltag organisieren, Welt retten – zwischen diesen Polen bewegt sich das Familienleben der Gaßmanns. Und Mutter Alexandra rettet die Welt



Victoria, Jakob, Leopold, Gwendolin, Ferdinand, Cynthia, Ludwig, Samantha und Julia. Im Hintergrund hinter Leopold Mutter Alexandra und Vater Arthur.

an all ihren Ecken und Enden, ob die Welt das nun will oder nicht. Sie rettet sie in Elternbeiräten an Schulen und Kindertagesstätten, sie rettet sie im Mütterforum der Pfarrgemeinde, im Gemeinderat, im Verband kinderreicher Familien, in Bürgerinitiativen – und in der Politik rettet sie die Welt auch noch.

Mal setzt sie sich ein für den Erhalt von Schüler-Cafés, für mehr Inklusion, für die Sanierung alter Turnhallen, für besseren Schutz auf und um Spielplätze. Mal organisiert sie Basare, auf denen vom Strampelanzug bis zum Problemgespräch alles zu haben ist, was Eltern brauchen, regelmäßig oder gelegentlich. Und mal kämpft sie für die Interessen jener Familien, die, wie ihre eigene, die Norm aus Vater, Mutter, zwei Kindern sprengen. Und dann ist da ja auch noch die CSU. Für die CSU sitzt sie im Bezirksausschuss, dem untersten kommunalen Verwaltungsorgan. Sie kandidiert für den Stadtrat und nimmt an Weiterbildungsprogrammen zur Förderung von Frauen in der Politik teil, unter anderem in Berlin. Noch was? Ach ja, Fördervereine hat sie auch noch gegründet, diverse, für alles Mög-

liche. Kein Wunder also, dass der Münchner Katholikenrat der Frau, die keine Pause kennt, 2012 eine Medaille für »herausragendes ehrenamtliches Engagement« verliehen hat. Eine schöne Auszeichnung. Fast so schön wie jene, mit der sie eine Kita-Mama beim Frühstück des Elternbeirats begrüßt: »Da kommt ja die Betriebsnudel von Laim.«

Aus Alexandra, dem Kind, das es eh nicht schafft, ist eine neunfache Mutter geworden, die mit dunkelblonder Mähne und der Ausdauer eines Duracell-Hasen ebenso unerschrocken wie tatengierig durchs Leben eilt und alles anpackt, was ihr zwischen die Finger kommt. Nur: Wie funktioniert das: die Welt retten, wenn man neun Kinder hat? Wo nimmt sie die Zeit dafür her? Und: Gibt es noch einen anderen Grund, weshalb sich Alexandra Gaßmann so engagiert? Einen anderen, außer jenem, dem »Du schaffst es eh nicht« der eigenen Mutter ein »Dir werde ich es zeigen« entgegenzusetzen?

Jakob, was ist jetzt mit Jakob? Jakob muss im Kindergarten abgeholt werden. Ferdinand sollte schon unterwegs sein, aber Ferdl, wie ihn alle nennen, möchte jetzt lieber in den Jugendklub als zum Kindergarten, verständlich, fiebert er doch gerade im Countdown seinem Teenagerleben entgegen. »In einem Monat und fünf Tagen werde ich dreizehn.« Außerdem hat Ferdl versprochen, das Fahrrad seines ältesten Bruders, des 19-jährigen Ludwig, zu reparieren. »Ich kann ja gehen«, ruft Gwendolin dazwischen, aber Gwendolin ist erst zehn, müsste aber zwölf sein; Zehnjährigen dürfen Erzieherinnen keine Fünfjährigen anvertrauen.

Eigentlich ist das jetzt ein Fall für Cynthia, das »Gescheithaferl«, wie ihre Mutter sagt. Cynthia, die Einser-Schülerin, ist so etwas wie die Familienmanagerin, eine, die alles und alle im Griff hat. Auch ihren Freund David, der mit am Küchentisch sitzt. Aber soeben ist Julia in die Küche gefegt, und wenn Julia (23) aus Regenburg nach Hause kommt, übernimmt sie wieder das Kommando, so wie früher; Cynthia (17) tritt dann zurück ins Glied. Julia, sie studiert vergleichende Kulturwissenschaft, reißt jetzt erst mal einen Briefumschlag auf, wirft einen Blick auf das Schreiben, stößt einen Jubelschrei aus, und just als sie feierlich verkündet: »Ich bekomme jetzt BaFöG«, platzt Samantha herein. »Ich war in der Bibliothek und habe mindestens fünfzig Bücher entdeckt, die ich lesen will.« Samantha ist 14 und schreibt selbst gerade ein Buch, ihr erstes; 330 Seiten hat sie schon, fertig ist es noch nicht. Es tauchen darin Leute auf, die ein wenig so sind wie ihre Geschwister.

Ferdinand feilscht nun mit seiner Mutter um Uhrzeiten, er will bis halb neun im Jugendklub bleiben, seine Mutter besteht auf 20 Uhr. »Viertel nach acht?« »Acht.«

Leopold (8) schlendert aus den hinteren Räumen in die Küche, als Julia folgende Regelung verkündet: »Ich gehe mit Ferdl in den Klub, schicke ihn um halb neun nach Hause. Und die Gwenni kann Jakob abholen – die kennen sie doch im Kindergarten und wissen, wie vernünftig sie ist.«

Kurz darauf bricht die Mutter auf, Welt retten. »Damit Sie ja keinen falschen Eindruck mitnehmen«, sagt Alexandra auf der Treppe zu dem Besucher, »so ruhig wie heute geht es hier sonst nie zu.« Im Hof, auf dem Boden, sitzt Ferdl und repariert Ludwigs Fahrrad.

Neben Julia, der Wochenendpendlerin, ist nur Victoria, die Zweitälteste, aus dem Haus, zumindest eine Zeit lang. Sie studiert Kommunikationswissenschaft und Psychologie, verbringt gerade ein Auslandssemester in Rom. Von den sieben anderen Kindern leben die beiden jüngsten, Jakob und Leopold, bei ihren Eltern in der unteren Wohnung, der mit den beiden Kühlschränken und der aufgebockten Geschirrspülmaschine, die man bequem im Stehen öffnen und schließen kann. Irgendjemand steht immer davor, öffnet oder schließt. Es ist die Wohnung, die sie dazugemietet haben, damals vor neun Jahren, recht bald nachdem Gwendolin, die Gwenni, da war, das siebte Kind.

Die Älteren, von Gwendolin an aufwärts, leben in der oberen Wohnung, jener, die Alexandra und Arthur vor 20 Jahren angemietet haben. Heute ist sie die Wohnung mit den drei Waschmaschinen. Wer wann putzt, wer wann das Bad sauber macht, das regeln die Älteren untereinander, die Eltern haben damit nichts mehr zu tun.

Von 6:30 Uhr an trudeln die Kinder zum Frühstück ein. Brotboxen und Getränkeflaschen füllt die Mutter nur für die vier Kleinsten, die Größeren dürfen selbst ran. Zum Mittagessen, gegen 14 Uhr, versammeln sich alle im Wohnzimmer, dem Raum mit dem sehr großen Tisch, dem sehr kleinen Fernseher und den Wellensittichen Romeo und Pablo Gonzales; zum Abendbrot sind mal mehr da, mal weniger. Ludwig, der Vegetarier, versorgt sich selbst.

Bei Tisch wird all das beredet, beurteilt, belacht und ausdiskutiert, was elf Menschen an einem Tag so alles erleben. Familiengezwitscher, eine Art Twittern ohne Handy. Gibt es etwas zu entscheiden, wird abgestimmt. Die ausgestreckte Hand senkrecht an der Stirn heißt »ja«, die geballte Faust »nein« und eine Hand, die flattert, »vielleicht«. Wer was ausgefressen hat, muss nach dem Essen den Tisch abwischen – das sind die Riten.

Kurz vor den Essenszeiten setzt sich stets eine Maschinerie in Gang. Viele Hände, kleinere und größere, greifen nach Tellern, Gläsern, Schüsseln, Messern, Gabeln, transportieren ihre Ladung von der Küche zum Esstisch, kehren leer zurück und schnappen erneut zu, Greifarme einer Tischdeckmaschine. Nach dem Essen wiederholt sich das Schauspiel in umgekehrter Richtung, nur entladen die Greifarme mit den Transporterhänden ihre Ladung jetzt in die Geschirrspülmaschine. Niemand sagt: »Deck den Tisch«, und niemand: »Räum mal ab«, alles geschieht wie von selbst, ohne Anweisung, voll automatisiert. Das hat Methode. Ob nun Jakob von der Kita abgeholt werden muss, ein Fahrrad repariert werden soll oder Geschirr auf den Esstisch gehört – die elf Gaßmänner und -frauen funktionieren als komplexes System, das sich selbst reguliert – so ist zumindest der Eindruck, den man gewinnt, wenn man sie eine Zeit lang beobachtet. Selbstregulierung unter Supervision der Eltern.

Diese Selbstregulierung stellt sich aber nicht von allein ein, sie muss erarbeitet werden, man kann auch sagen, sie ist das Ergebnis von Erziehung. Von Erziehung zu Selbstständigkeit und sozialer Kompetenz.

Im »Clan der Gaßmanen«, so bezeichnen sich die elf selbst, sind beide Anführer immer präsent gewesen und sie sind es noch. Mutter Alexandra gab mit dem ersten Kind, da war sie 23, ihren Beruf als Arzthelferin auf, weitere Kinder folgten rasch. Von 1996 bis 2003 besaß sie einen Kinderschuhladen und gab ihn auf, als sie, so empfand sie das, weder genug Zeit fürs Geschäft noch für die eigene Familie hatte. Ein Teilzeit-Job als Sekretärin in einer Fachschule für Ergotherapie in der Münchner Innenstadt hat sich jüngst in letzter Sekunde zerschlagen. Die Schule wollte am Ende nicht zahlen, was sie anfangs versprochen hatte.

Vater Arthur arbeitet als Metzgermeister in der Frühschicht bei einer bayerischen Traditionsfleischerei. Um 4 Uhr in der Früh steht er auf, zur Mittagessenszeit ist er wieder zu Hause, die Stellung halten. Als oberster familiärer Stellungshalter ist Arthur nicht nur gleichberechtigter Ansprechpartner aller Kinder. Für seine Frau schafft er dadurch auch erst die Freiräume, die sie zum Weltretten benötigt. Möglich wird das, weil der Mann mit dem schwarzen Schnauzbart und der dezenten Brille ganz anders ist als seine Frau, der nimmermüde Wirbelwind: zurückgenommen, leise, unauffällig, einer, der nicht permanent auf dem Sprung ist und den man, da er nie nach vorn drängt, leicht unterschätzt. Arthur ist jener Teil, ohne den der Gaßmann'sche Großfamilienbetrieb nicht funktionieren würde: der ruhende Pol. Alexandra weiß das und nennt ihn daher nicht umsonst »das größte Glück meines Lebens«. Außerdem bekommt er inzwischen ganz brauchbare Apfelpfannkuchen hin.



Für Mutter Alexandra ist ihr Mann Arthur »das größte Glück meines Lebens«.

Ferdinand, der bald 13-Jährige, ist das einzige ältere Kind, das nicht das Gymnasium besucht, sondern eine Realschule. Im Umgang unter den Geschwistern hat das keine Bedeutung, niemand erhebt sich über ihn. Seit fünf, sechs Jahren bereits erzählt Ferdl, er wolle mal Hubschrauberpilot bei der Bundeswehr werden. Jetzt bereits läuft er im Flecktarn des Soldaten rum, zusammen mit einem Freund baut er gerade einen Panzer aus Holz. Zwar sähe es seine Mutter lieber, Ferdl würde sich mehr für Polizeihubschrauber begeistern, da Polizeihubschrauber nicht zum Auslandseinsatz müssen. Doch reinreden wird sie ihrem Sohn nicht, dafür vertraut sie ihm zu sehr. »Ferdl wird das selbst entscheiden, dafür braucht er mich nicht.«

Militär-Fan Ferdl ist so ziemlich der zivilste bald 13-Jährige, den man sich vorstellen kann. In der Tischdeckmaschinerie gehört er zu den eifrigsten Bauteilen, Gäste fragt er höflich, ob sie was trinken möchten – und um seine Lieblingsschwester kümmert er sich rührend. Samantha, die Buchautorin, ist ein gutes Jahr älter als Ferdl, als kleinere Kinder waren sie stets wie Pech und Schwefel. Samantha hat seit früher Kindheit ein Rückenleiden, sie darf nichts Schweres heben. Und deshalb trägt Ferdl, wo und wann immer möglich, ihr den Ranzen.

Sich kümmern, nach den anderen schauen, teilen – all das nimmt man bei den Gaßmanns mit der Muttermilch auf, was sich auch bei den beiden Jüngsten zeigt. Bei Leopold fiel auf, da ging er noch in den Kindergarten, dass er sich beim »Stille Post«-Spielen oft um die eigene Achse drehte. Nur auf einem Ohr hörte er, was ihm jemand zuflüsterte. Eine Mittelohrschwerhörigkeit wurde festgestellt, heute trägt er ein Hörgerät, mit dessen Hilfe er nun auf 30 Prozent Hörleistung kommt. Leopold hört nun viel, weiß aber nicht, aus welcher Richtung die Geräusche kommen. Im Straßenverkehr ist so was gefährlich. Und deshalb verabschiedet der fünfjährige Jakob seinen drei Jahre älteren Bruder nun oft mit den Worten: »Lele, pass auf, wenn du über die Straße gehst.«

Großfamilien sind asozial. Die Eltern zu dämlich zu verhüten, die Kinder entweder Nachwuchskriminelle oder die »Hartz-IV«-Kundschaft von morgen. Mit den Unmengen an Kindergeld, die sie vom Staat abzocken, laufen sie in den nächsten Media-Markt oder Saturn-Laden und stecken die Sozialgelder in Großbildschirme und Spielekonsolen. Klischees wie diese begegnen Alexandra Gaßmann fast täglich. Und natürlich weiß sie auch, welche Frage immer sofort kommt, sobald sie erzählt, sie habe neun Kinder: »Sind die alle vom gleichen Mann?« So was kontert sie dann mit dem, wovon sie reichlich hat: Mutterwitz. »Du, die sind sogar von demselben.«

Doch diese Klischees verletzten, beleidigen, ja demütigen. Auch die neunfache Mutter Alexandra. Cynthia, die Einser-Schülerin, ist Schulsprecherin, Julia leitet eine Jugendgruppe in der Pfarrgemeinde. Warum sieht niemand, so fragt sich die Mutter der beiden, dass das auch damit zusammenhängen könnte, dass sie aus einer kinderreichen Familie stammen? Dass sie von klein auf gelernt haben, Rücksicht zu nehmen, aufeinander zuzugehen, ihre Interessen zu artikulieren und sie mit anderen abzustimmen? Der Generalverdacht, Eltern in kinderreichen Familien würden jede Kindergelderhöhung für Schnaps und Zigaretten verbraten, empfindet Alexandra als Unverschämtheit. »Eltern haben doch immer zuerst das Wohl der Kinder im Auge, egal, ob sie nun eins oder neun haben. Das ist doch in 98 Prozent aller Fälle so.«

Die neunfache Mutter fühlt sich durch die Großfamilien-Klischees in eine Ecke gestellt, dorthin, wo der *white trash* zu Hause ist, die weiße Unterschicht, Prekariatsgesindel. In diese Ecke kommt dann RTL 2 gekrochen und möchte einen Film drehen. Am besten mit Tohuwabohu, Verwahrlosung, Überforderung – all das hätte man gern, die Gaßmanns als Prime-Time-Futter für die Gesellschaft der Gaffer. Ein entsprechendes Angebot hat die Mutter abgelehnt. »Ich lasse meine Familie doch nicht vorführen, nicht zum Kasperl machen für Deutschland.«

Dem Klischee der Großfamilie als asozial, aus der Zeit gefallen und teuer für die Steuerzahler, steht die Wirklichkeit des Clans der Gaßmanen gegenüber. Kinderreich bedeutet dort miteinander und gemeinsam; es bedeutet, Verantwortung zu übernehmen, sich auszutauschen, Kompromisse zu schließen; es bedeutet zu akzeptieren, dass andere anders sind und dass es für nichts eine Norm gibt, es bedeutet: Ich bin nicht allein auf der Welt. Soziologen würden das wohl »Einüben von sozialen Verhaltensmustern« nennen, Konservative die Familie als »Keimzelle der Gesellschaft« preisen und Buchautoren die Familie als »Ort von Erziehung, Bildung und Sozialisation« beschreiben. Gwendolin, die Zehnjährige, hat dafür eine griffigere Formel: »Leute, die nur zwei Kinder haben, sind doch arm.«

Alexandra Gaßmanns Eltern haben sich scheiden lassen, als sie fünf Jahre alt war. Mit 16 hat sie es bei der alkoholkranken Mutter nicht mehr ausgehalten, ist zu ihrer Oma gezogen, mit 19 stand sie allein da. Später, nach der Geburt von Ludwig, dem ersten Sohn, versuchte Alexandra, sich ihrer Mutter wieder anzunähern. Als sie ihr bei einem Besuch den ersten Enkelsohn in die Arme legte, bekam sie zu hören: »Nimm ihn wieder, bei mir kommen keine Großmuttergefühle hoch.« Daraufhin brach Alexandra jeden Kontakt ab, sechs Enkelkinder hat die Oma nie gesehen. Auch zu ihrer vier Jahre jüngeren Schwester hat Alexandra seit Jahren keinen Kontakt mehr.

Die Welt, in die sie hineingeboren wurde, hat Alexandra verloren – und deshalb ihre eigene aufgebaut. In der neuen Welt sollte alles anderes sein als in der verlorenen, das Gegenteil dessen, was sie selbst erlebt hat. Und deshalb gibt es in dieser Welt so viel Nähe, so viel Zuwendung – und so wenig Druck. »Noten«, so sagt Alexandra, »sind nur eine Ziffer auf einem Blatt Papier. Was sagen sie schon darüber aus, welche Menschen meine Kinder sind? Nichts.« Druck, das kennt sie von früher, erzeuge nur Konflikte, zum Lernen habe sie keins ihrer Kinder gezwungen. »Der Wunsch zu lernen muss von einem selbst kommen – nur so lernt man auch was.« Und wer »kein Superzeugnis« habe, habe halt keins. »Die Menschheit hat ohnehin Akademiker genug. Es muss doch auch Elektriker und Klempner geben.«

In dieser Atmosphäre des Nichtmüssens und Nichtdrängens sind der gelernten Arzthelferin und dem Metzgermeister bis dato zahlreiche Gymnasiasten und Nachwuchsakademiker herangewachsen. Die schulischen Erfolge machen die Eltern durchaus stolz, ihren Stolz tragen sie aber nicht vor sich her, stellen ihn nicht zur Schau. Von etwas anderem sind sie viel mehr beeindruckt, das hat nichts mit der Leistung ihrer Kinder zu tun, son-

dern mit deren Wesen. Und mit der Erfahrung, dass das größte Geschenk, das man Kindern machen kann, Geschwister sind. »Mich haut immer wieder um, wie verschieden die neun doch sind, wie sehr jeder Einzelne seine ganz eigene Persönlichkeit entwickelt hat«, sagt Mutter Alexandra. Und Vater Arthur, der Nüchterne, Ruhige, ergänzt ganz beseelt: »Was wir hier jeden Tag an Reichtum erleben, davon können andere nur träumen.«

Dass dieser Reichtum von Großfamilien nichts zählt, nicht anerkannt wird, dass das Wort »kinderreich« stets mit Armut, Notlagen, asozialem Verhalten assoziiert ist – daraus erwächst der zweite zentrale Impuls für Alexandra Gaßmanns Aufbegehren.

Ihre Kindheitserfahrungen haben ihr das »Dir werd ich es zeigen« eingepflanzt, die Motivation zu erreichen, was ihre Mutter ihr nicht zugetraut und selbst nie geschafft hat: eine Familie intakt zu halten, sich einzusetzen für andere. Doch als sie es ihrer Mutter gezeigt hatte, musste Alexandra erfahren, dass das Erreichte in den Augen vieler anderer nicht als Leistung gilt – es wird geschmäht oder belächelt. Aber weil in Alexandra eine eigenwillige Mischung aus ansteckender Lebensfreude und Wut auf die Verhältnisse tobt, nimmt sie diesen Blick nicht hin, nicht auf sich selbst, nicht auf ihre Kinder, nicht auf andere Familien in ähnlicher Situation. Und deshalb ist sie heute die bayerische Landesvorsitzende des Verbandes kinderreicher Familien. Sie kämpft für die Interessen von Großfamilien, sie lobbyiert für eine Gruppe, die sonst keine Lobby hat – weil sie diesen Blick verändern möchte. Verbandsarbeit reicht hierfür aber nicht aus. Das weiß sie. Und deshalb will sie jetzt dort hinein, wo wirklich entschieden wird: in die Machtzentren der Politik.

Es gibt Kürbissuppe, Zwiebelkuchen, Federweißer, Münchner Helles – und ein Problem. Um den Esstisch der Gaßmanns ist nun die lokale CSU-Prominenz versammelt, der Ortsvereinsvorsitzende, die Fraktionsvorsitzende des Bezirksausschusses und – der Star des Abends – Peter Hausmann. Der 62-Jährige war einst Regierungssprecher unter Bundeskanzler Helmut Kohl, ist heute Chefredakteur des Bayernkuriers und der wohl bekannteste Christsoziale, den Laim in jüngerer Vergangenheit hervorgebracht hat. Dass er an diesem Abend da ist, hat mit dem Problem zu tun.

Alexandra möchte in den Münchner Stadtrat. Bei der Listenaufstellung der CSU ist sie aber nur auf Platz 37 gelandet. Aussichtslos. Also kämpft sie dagegen an. Und weil Hausmann und die anderen wissen, was sie an einer solch außergewöhnlichen Kandidatin haben, kämpfen sie mit. Jetzt ist die Lage nur noch »eigentlich aussichtslos«, wie Hausmann sagt. Laim, der alte Arbeiterstadtteil, ist eine traditionelle SPD-Hochburg und vergleichsweise

klein. Bei der Listenaufstellung setzen aber die größeren Ortsverbände zunächst einmal ihre Kandidaten durch – und das umso mehr, wenn sie in ihrem Stadtteil mit einem gutem Ergebnis für ihre Partei rechnen können. Eine CSU-Politikerin, deren kleiner Ortsverein in einem SPD-Viertel zuhause ist, hat da von vornherein geringe Chancen auf einen aussichtsreichen Listenplatz. Für Gaßmann wäre es also besser, sie wäre in einem großen Ortsverein in einer CSU-Hochburg zuhause. Ist sie aber nicht. Das ist der eine Grund, warum sie so weit hinten gelandet ist. Den anderen beschreibt sie so: »Männer in der Politik schneiden einem das Wort ab, geben es nie zurück und denken stets: Ich bin gescheit und außerdem ein Mann.« Für Frauen bleibt da wenig Raum – und für neunfache Mütter nur Platz 37.

Unter Anleitung von Hausmann, dem CSU-Haudegen mit Bundeserfahrung, beraten sie nun, wie die Kandidatin Gaßmann Chancen, die sie kaum hat, nutzen kann. Dafür muss sie im komplizierten bayerischen Wahlrecht so viele Stimmen auf sich ziehen, dass sie doch noch im Stadtrat landet. Es wird viel geredet über Basispakete, die Bedeutung von Visitenkarten, Postkarten, einen Facebook-Auftritt, Kandidatenflyer, ob man eher auf Plakate oder Direktkontakte setzen soll, ob der Widerstand gegen die Trambahn auf der Fürstenrieder Straße das richtige Wahlkampfthema ist, ob man Theo Waigel für einen Wahlkampfauftritt gewinnen kann, warum man kein Selbstgebackenes verteilen darf und was man denn noch mit der Presse machen kann. Und so erfährt Alexandra Gaßmann an diesem Abend, was passiert, wenn man sich selbst immer für andere einsetzt: Andere setzen sich plötzlich für einen selbst ein.

Hausmann und die beiden anderen wissen aber auch, dass die Münchner CSU einen fatalen Fehler begeht, indem sie ihre Laimer Kollegin so miserabel platziert hat. Wer kann schon eine neunfache Mutter als Abgeordnete aufweisen? Wo gibt es schon Politiker, die es zu drei Waschmaschinen, zwei Kühlschränken und einer eng behängten Kinderfotowand gebracht haben? Wo Politiker, die einen dritten Kühlschrank aus der Küche werfen müssen, weil sie sonst die Stromrechnung nicht mehr bezahlen könnten? Und wo Politiker, die Nudeln im Zehn-Kilo-Paket kaufen, mit gerade mal 1 300 Euro einen zweiwöchigen Italien-Urlaub zu elft finanzieren und von dort 38 Ladungen Wäsche mit nach Hause bringen?

So etwas erdet jede Fraktion in der Wirklichkeit. Und in den Medien macht es sich auch gut. Es kann der Politik nur guttun, wenn eine Welt in sie hineinwirkt, in der es weder Markenklamotten noch Skiwochenenden gibt, kein beiläufiges »Lass uns doch alle mal essen gehen«, in der zwar Schokocreme und Cornflakes auf dem Tisch stehen, Marken-

Peter Dausend

produkte aber nur an besonderen Tagen. Eine Welt, in der man einen Personenbeförderungsschein braucht, wenn man mit der eigenen Familie in einem Kleinbus fahren möchte. Es ist eine Welt, in der vieles fehlt und die trotzdem so reich ist.

Und was, wenn es nichts wird mit Mutter Gaßmann und ihrem Aufstieg in der Politik? Auf diese Frage lächelt Alexandra ganz gelöst und sagt einen Satz, in dem der Triumph eines gelungenen Lebens mitschwingt, der ultimative Sieg über eine böse Prophezeiung. Es ist ein toller Satz und er lautet: »Ich muss nichts werden, ich bin was.«

Ulrike Winkelmann

»Noch eins? Bist du verrückt?«

Familie Savran hat vier Kinder und lebt mit Onkels, Tanten, Cousins und Cousinen in derselben Straße in einem Bremer Arbeiterstadtteil.

Mutter

Am Ende des Gesprächs liegt Mohammed friedlich im Arm seiner Mutter Selbine Savran und schläft. Er ist eindreiviertel Jahre alt, und es ist definitiv Zeit für ein Nickerchen. Den ganzen Morgen hat er vor dem Bildschirm zum wohl grässlichsten Kinderhit des Jahrhunderts, dem »Gummy Bear Song« getanzt, hat mit dem Bumerang gegen unsichtbare Monster gekämpft, den mit Frischkäse, Gurken, Tomaten, Oliven und anderem gedeckten Frühstückstisch mehrfach umgeräumt, sich an der Tischplatte den Kopf gestoßen und überhaupt alles zum Abbau großer Mengen körpereigener Energie getan.

Was nicht heißt, dass Selbine sich beim Sprechen hätte aus der Ruhe bringen lassen. In vollkommener Routine hat sie mit langem Arm die jeweils nächste Kleinkind-Katastrophenstufe verhindert, während sie Auskunft über ihr Leben gab. Mohammed ist ihr viertes Kind. Selcan ist 17, Ayşe 15 und Ahmed neun. Selbine Savran ist jetzt 41. Sie wollte immer vier Kinder, sagt sie, »wir waren zu Hause auch vier.« Was in ihren Kindheitstagen in dem Dorf in der Nähe von Konya, südlich von Ankara, eher unterdurchschnittlich war. Ihre Mutter hatte elf Geschwister und ihr Vater sieben.

Die Debatte darüber, warum in Deutschland so wenige Kinder geboren werden, ist Selbine Savran vertraut. Wie der demografische Wandel in der Türkei aussieht, illustriert sie mit wenigen Worten. »Als ich, schwanger mit Mohammed, im Dorf zu Besuch war, sagten sie dort: »Noch eins? Bist du verrückt?« Selbst dort, »im Dorf«, bekämen die Frauen inzwischen



Etwas Wichtigeres als die Familie gibt es eben auch nicht: Ismail Savran mit Mohammed auf dem Arm, Selcan, Ahmed, Mutter Selbine und Ayse vorm Haus der Familie in Bremen-Gröpelingen.

eher zwei Kinder. Laut Statistik ist die Geburtenrate pro Frau von knapp sechs Kindern 1970 auf aktuell knapp über zwei gesunken.

Selbine Savran wiederholt: »Bist du verrückt?« Das ironisch-amüsierte Lächeln in ihrem runden Gesicht mit den starken Augenbrauen spricht für sich: Nein, ist sie natürlich nicht. Sie kann sich sicher sein, dass die meisten Menschen sie für einen ausgesprochen vernünftigen Menschen halten dürften, für eine Person, die Konsequenzen zieht.

Schule

Die Familie Savran lebt in Bremen-Gröpelingen, einem ehemaligen Hafenarbeiterstadtteil, der seit Jahrzehnten vor allem durch türkische Einwanderer geprägt ist. In der Grundschule der beiden Mädchen war Selbine Savran immer Elternvertreterin, Vertrauensperson auch der türkischen Mütter, die zu wenig Deutsch sprachen. Dann gab es Ärger mit der Direktorin: Selbine Savran verlangte, dass die Schule nachmittags einen Raum für Türkischunterricht zur Verfügung stellen solle. Die zweite Tochter Ayşe konnte kaum noch einen anständigen türkischen Satz formulieren, und die türkische Gemeinde bot den Unterricht an. Es sei nur

um den Raum gegangen, sagt sie, und der Hausmeister sei sowieso immer bis abends da. Die Rektorin stellte sich quer.

»Ahmed habe ich dann an einer anderen Grundschule angemeldet. Das bekam die Rektorin der alten Grundschule mit. Da rief sie an, ob ich es mir nicht noch einmal überlegen wollte. Die brauchten mich als Übersetzerin, als Ansprechpartnerin. Aber die neue Grundschule ist sowieso besser, die hat auch Preise bei Wettbewerben bekommen.« Selbstverständlich sei sie auch dort Elternsprecherin. »Ich will wissen, was da abläuft. Ich will die Kinder unter Kontrolle haben.« Vor Feiertagen wird gemeinsam türkisch gebacken. Mit den Eltern auch aus anderen Ländern wird zusammen gekocht und gegessen, »Leckere Schule« heißt das. »Wir hatten gerade Russisches, bald werden wir etwas Afrikanisches machen. Dieses Jahr sind so viele afrikanische Kinder auf die Schule gekommen.«

Sie sagt es nicht. Doch steht eine Aussage deutlich im Raum: Manche Leute reden von der Einwanderungsgesellschaft, leben aber selbst in rein deutschen Vierteln und schicken ihre Kinder auch nur auf solche Schulen. Wir hier leben wirklich multikulturell. Und wir können das. Ob eine Direktorin, die bestimmte Zugeständnisse an eine mehrkulturelle Schülerschaft verweigert, Rassistin ist, wird nicht groß debattiert. Sondern das nächste Kind an einer anderen Schule angemeldet. Zack.

Einer von Selbine Savrans Lieblingsfilmen ist »Almanya – Willkommen in Deutschland« von Yasemin Şamdereli, der 2011 in den Kinos lief. »Das ist die Art Humor, die ich mag«, sagt sie. Kein Kitsch, keine Vorwürfe, Streit zwar, Tragik auch, aber Zuversicht, und »alle wissen meist, was zu tun ist.«

Selbine Savran will, dass alle ihre Kinder den bestmöglichen Schulabschluss machen. Sie selbst, mit sieben Jahren aus der Türkei gekommen, ging in Bremen auf Grund- und Hauptschule. »Aber direkt danach hat mich mein Vater in die Fischfabrik gesteckt. Dort wurde ich gleich zu Beginn zweimal ohnmächtig.« Erst dies und das gute Zureden ihrer Lehrer habe die Eltern bewogen, ihr eine Ausbildung zur Arzthelferin samt Realschulabschluss zu gestatten. Sie scheint es ihrem Vater nicht übel zu nehmen. Er war 1969 nach Deutschland gekommen, holte die Familie 1979 nach, arbeitete bis zur Rente im Mercedes-Benz-Werk in Bremen. Sie beschreibt ihn als nachsichtigen Mann.

Ihren Kindern aber sollte niemand mit der Fischfabrik kommen. Die Älteste, Selcan, macht nun Abitur, als eine der Besten in ihrer Klasse. Sie gibt unentgeltlich Nachhilfe in Mathematik und Deutsch, aber ihre eigentliche Stärke ist Mathe. »Als sie einmal mit einer Zwei statt einer Eins nach Hause kam und ich sie eigentlich nur zum Spaß ein wenig ausschimpfte, fing sie laut an zu weinen.« Selcan will Rechtspflegerin werden, da kann

man Schule und Arbeit verbinden und bekommt ein Fachhochschulstudium bezahlt. »Sie ist so ein Typ ›was Recht ist, ist Recht«, sagt Selbine Savran, »sie ist aber auch ein Macho und kommandiert die anderen.«

Kopftuch

Nicht nur darin ist Selcan ihrer Mutter ausgesprochen ähnlich. Selcan und Ayşe sind aus der Schule zurück und sitzen auf der beige-altrosa gemusterten Couch. Sie haben beide das weiche Gesicht der Mutter. Selcan findet die Vorstellung gut, etwas über das Rechtswesen zu lernen und gleichzeitig direkt mit Menschen zu tun zu haben: »Man kümmert sich um Menschen, die nicht für sich selbst sorgen können, oft Alte und Kinder. Man übernimmt Vormundschaften«, erläutert sie. Ein Studium an einer Universität? »Zu lang und zu langweilig«, sagt sie. Sie habe ein Praktikum bei einem Rechtsanwalt gemacht, es sei zu trocken gewesen.

Selcan scheint wenig grundsätzliche Scheu vor der Universität zu haben, hatte auch schon einmal überlegt, Lehrerin zu werden. Aber als sie sich auf der Berufsbildungsmesse über ihre Möglichkeiten informierte, »sagte bei dem Gespräch über Rechtspflege die Frau ganz zum Schluss: ›Und Kopftuch ist da kein Problem. Das war es dann.«

Das Kopftuch ist ein Thema, und Selcan findet, man könnte ruhig mehr darüber reden, schließlich gibt es so viele Missverständnisse darüber. In der Tat machen Selcan und Ayşe ihre Berufswahl davon abhängig, ob sie Kopftuch tragen können. Ayşe meint, das greife ineinander: Sie habe überlegt, ob sie Kriminalpolizistin oder Rechtsmedizinerin werden könne, aber die Angst vorm Medizinstudium und das Kopftuchverbot bei der Kriminalpolizei hätten zusammengewirkt – dagegen. »Den Beruf wählt man nur für diese Welt, das Kopftuch auch für die nächste«, erklärt Selcan ausgesprochen bündig, schaut dabei aber sehr erwartungsvoll: Mit Widerspruch kann sie umgehen.

Ayşe holt zu Demonstrationszwecken gern eines der kleinen Baumwollhäubchen hervor, die unter dem eigentlichen Tuch getragen werden, damit dieses besser sitzt. Selcan wie Ayşe gingen ab etwa sieben Jahren mit in die Moschee, haben ihr Tuch mit zehn und elf Jahren zu tragen begonnen – viel früher als ihre Mutter. »Ich habe erst mit zweiundzwanzig angefangen«, sagt Selbine Savran. »Erst da kam es aus mir heraus«, habe sie sich zu ihrer Religiosität bekennen wollen. Ihre Eltern hätten sie nicht gezwungen, so wenig wie sie ihre Töchter gezwungen habe. »Glaube und Zwang, das passt nicht.«

Töchter und Mutter finden, das Kopftuch sei ein Bekenntnis zur Religion, das aber auch Verantwortung mitbringe. »Wenn der Glaube nicht da

ist, ist das Kopftuch auch nicht gut.« Sie missbilligen es, wenn das Kopftuch zu hautengen Outfits getragen wird. Es gebe eine Art, das meist üppige lange Haar zu einem hohen Dutt zu stecken, sodass das Tuch diesen dann wie ein Zelt bedecke – auch dadurch werde das Tuch mehr kokette Verhüllungsgeste als Ausdruck von Bescheidenheit. Solche Mädchen »sollten es besser lassen«, sagt Selcan. Außerdem findet sie es nicht besonders überzeugend, das Kopftuch erst zu tragen und dann wieder abzusetzen. So machte es eine Freundin, der es im Sommer zu warm wurde. Es klingt dabei aber nicht, als sei Selcan gegenüber ihren Freundinnen, mit denen sie ab und zu Horrorfilme schaut oder zum Bowling geht, besonders streng.

Der Zeitpunkt, das Kopftuch aufzusetzen, illustriere auch, dass und wie der Glaube wachsen könne, erklärt Selbine Savran. Sie habe mit dem Tragen des Kopftuchs dann die Erfahrung gemacht: »Je mehr man sich an seinen Glauben hält, desto besser wird die Lebensqualität.«

England

Ayşe, die gerade die elfte Klasse besucht, ist nicht ganz so gut in der Schule wie ihre große Schwester, speziell nicht in Mathe. Doch sie hat größere Träume: England. Sie will unbedingt in England studieren, etwas Geisteswissenschaftliches. Ihr Englisch klingt hervorragend, sie schreibt auch Geschichten auf Englisch im freien Autorenforum Wattpad im Internet, hat dort bereits 2000 Leser. Nachrichten von steigenden Studiengebühren in Großbritannien nimmt sie mit einem schnellen Seitenblick auf ihre Eltern zur Kenntnis. Ihr Herz schlägt für die englisch-irische Boygroup One Direction, doch ist sie mit Menschen nachsichtig, die dieses Produkt der Casting-Industrie noch nicht kennen. Sie liest Horror- und Kriminalromane, die vermutlich auch ihre eigenen Texte prägen. Mehr will sie darüber aber nicht verraten.

Wie Selcan hält auch Ayşe die denkbar größte Distanz zum Germany's Next Topmodel-Terror, der die weibliche Hälfte ihrer Alterskohorten heimsucht. »Ich hasse Shoppen«, platzt es aus ihr heraus, als Mutter und Schwester ihr das Wort einmal überlassen. Bremen-Gröpelingen verfügt seit einigen Jahren über einen riesigen Einkaufstempel. Das Waterfront steht auf dem Gelände der 1983 untergegangenen Weser AG, einer der beiden großen Schiffswerften, die bis zum Untergang des Bremer Schiffbaus Tausende Menschen beschäftigten.

Wenn Mutter und Schwester in den Klamottenläden, die nun das Herz des alten Industriehafens sind, dies oder jenes Kleidungsstück hochhalten, steht Ayşe immer im Gang und schielt zu den Jungs-Sweatshirts hinüber. »Außerdem habe ich Schuhgröße 43«, sagt sie. Sie hat die Wahl zwischen Männer- oder Turnschuhen. Als ihre Schwester und ihre Mutter prustend von den Mühen berichten, für Ayşe anlässlich der Hochzeit der Cousine passendes Schuhwerk zu finden, kichert sie gutmütig mit. Ihr Vater Ismail Savran legt ihr den Arm um die Schultern und sagt: »Mein Sohn.« Das allgemeine Gelächter verrät, dass die Familie über eine gut gepflegte Selbstironie- und Scherzkultur verfügt. Vielleicht aber ist Ayşes Traum von England auch ihre Art, sich von Auseinandersetzungen über frauliche Festtagsschuhe Größe 43 abzusetzen.

Wii-Spiele

Als Ahmed hereinkommt und von seinen Heldentaten an der Wii berichten will, wird er von den beiden Mädchen abgewürgt: »Ahmed, das interessiert jetzt hier keinen.« Er trollt sich und nimmt Mohammed gleich mit. Anders als die Mädchen haben beide Jungs einen Rotstich im Haar, ganz offensichtlich ist Ahmed auch der Zarteste von allen. »Er ist kein Schlägertyp; die Lehrerin sagt, wenn die Jungs sich prügeln, ist Ahmed immer woanders«, erläutert Selbine Savran.

Sie hat noch nicht entschieden, auf welche weiterführende Schule Ahmed ab der fünften Klasse gehen soll. Die Ergebnisse des jüngsten Pisa-Vergleichstests seien für Bremen ja wieder niederschmetternd gewesen, sagt sie. Es scheine niemanden zu kümmern, was diese Tests in Bremen anrichten, meinen die Töchter gestikulierend. »Die Lehrer werden alle depressiv oder bekommen Herzprobleme«, ruft Selcan. Darunter leide doch der Unterricht nur noch weiter, »und dann werden die einen überund die anderen unterfordert«.

Was Selbine Savran nicht gefällt, ist, wie erschöpft speziell Ahmed immer aus der Ganztagsschule kommt. Er sei dann nur noch zum Computerspielen fähig – nicht schlimm, »ich spiele auch manchmal Wii« – aber lieber wäre ihr, er hätte noch Zeit und Nerven, etwa mit seinen Cousins zu spielen. Ihre beiden Brüder leben mit ihren Familien in derselben Straße. Sie findet es nicht in Ordnung, dass die Kinder so lange Unterricht haben und dann auch noch Hausaufgaben machen müssen. Das klappte bei Ahmed auch erst einmal nicht so gut, »der hatte Aufgaben dabei, von denen wir aber gar nichts wussten«. Manchmal hat er bis vier Uhr Schule und dann noch um halb sechs Nachhilfe. Sie findet das alles zu viel und will auch nicht, dass die Kinder abends noch über den Heften brüten. Sie

hat beschlossen, ihren Gatten mit dem Problem zu befassen: »Ich habe jetzt meinem Mann gesagt, jeden Freitag ist es jetzt deine Aufgabe, die Hausaufgaben zu kontrollieren, ob die ordentlich gemacht sind.«

Gesundheit

Nun hat Selbine Savran inzwischen auch kein Berufsleben mehr, das ihr durch den Ganztagsschulbetrieb erleichtert werden könnte. Nach ihren Jahren als Arzthelferin betrieb sie zunächst mit ihrem Mann Ismail Savran ein Lebensmittelgeschäft. Nachdem Ayşe geboren war, blieb sie zu Haus. Erst als Ahmed aus dem Gröbsten heraus war, begann sie eine Ausbildung zur Altenpflegerin im nahe gelegenen Krankenhaus mit angeschlossenem Heim. Das bedeutete Schichtbetrieb, die Kinder versorgten sich teils selbst, teils übernahmen die Schwägerinnen in der Straße sie. »Das ging schon ganz gut, aber es waren die Schmerzen, die mich kurz vor Mohammeds Geburt zur Kündigung trieben.«

Selbine Savran leidet unter einem Lipödem, einer krankhaften Wasserund Fettansammlung in den Beinen, die zu extremer Druckempfindlichkeit führt. Es ist eine der Krankheiten, bei denen die Krankenkassen die angebotenen Operationen – in diesem Fall Fettabsaugung – nicht zahlen, weil deren langfristiger Nutzen umstritten ist. Das empört Selbine Savran, denn schon nach der ersten von drei Operationen vor wenigen Wochen fühlte sie sich unendlich erleichtert. »Wir haben mit dem Arzt in Düsseldorf Ratenzahlung vereinbart, aber auch einen Rechtsanwalt eingeschaltet.« Der soll ihnen das Geld zurückholen. »Aber schon jetzt war die OP jeden Cent wert.« Ein problematischer Eisenwert im Blut verzögert derzeit die nächste Operation.

Selbine Savran ist gleich mehrfach in die Fallen des Gesundheitssystems geraten, die sich zwischen Kassen- und Privatvergütung, Haus- und Fachund Krankenhausärzten auftun und oftmals Qualitätsmängel bei der Versorgung nach sich ziehen. Nicht die konsultierten Ärzte, sondern einmal eine Apothekerin und vor allem die Frau im Sanitätshaus gaben ihr Hinweise, die ihr halfen. »Ich hatte den Eindruck, die Ärzte geben sich keine besondere Mühe.«

Wohnen

Bleibt die Krankenkasse bei ihrem Nein, werden die Savrans die OPs in Raten abzahlen. Dann ist das eben so. Aktuell ist das leistbar. Inklusive Kindergeld und ihrem eigenen noch laufenden Arbeitslosengeld I, schätzt Selbine Savran, kommt die Familie derzeit auf ein Nettoeinkommen von 3000 bis 3500 Euro im Monat. 300 Euro hat sie zusätzlich zur persönlichen Verfügung – es ist die Miete von der jungen Frau, einer Auszubildenden bei Saturn, die in den zwei Zimmern im Erdgeschoss wohnt. »Manchmal nenne ich sie mein fünftes Kind, und sie hat schon Mama gesagt«, sagt Selbine Savran lachend. Eigene Miete zahlen Savrans nicht für ihre auf zwei enge Stockwerke plus Dachboden und Keller verteilten 120 Quadratmeter, sondern Zinsen: Sie haben das Haus vor einigen Jahren erworben.

Es ist eines der Reihenhäuschen, die für Bremen so typisch sind. In langen Ketten säumen sie, dicht an dicht, die Straßen der Hansestadt. Sie sehen von außen kleiner aus, als sie von innen sind. In den winzigen Vorgärten steht oft nur die Mülltonne; Selbine Savran spaltet hier mit einer langen Axt auch das Holz für den neu eingebauten Ofen. Dieser ist der Blickfang im gelb gestrichenen Wohnzimmer, das von der altmodischen Sitzgruppe und dem Esstisch aus hellem Holz ansonsten fast ganz ausgefüllt wird. In die Decke sind viele kleine Halogenstrahler eingelassen. In der Ecke steht ein Grammophon, das sogar noch funktioniert. Ismail Savran hat eine kleine Schwäche für Antikes, erzählt er später. Er hat auch eine antike Kaffeemühle und eine kleine Kommode, die er antik nennt.

Doch Savrans wollen dieses Haus bald wieder verkaufen. Denn eine Bushaltestelle weiter stadtauswärts haben sie nun eine Baustelle: Für 70 000 Euro haben sie ein altes ehemaliges Geschäftshaus auf dem Gelände eines Schreinerbetriebs erstanden, das Ismail Savran zusammen mit Selbine Savrans kleinem Bruder in der wenigen freien Zeit um- und ausbaut. Es wären 20 Quadratmeter mehr, sie hätten einen Garten, und Selbine Savran müsste keine Treppen mehr steigen mit ihren problematischen Beinen. Doch es gibt Ärger mit den Ämtern, auch hier musste ein Anwalt bemüht werden. »Aktuell ist Baustopp«, sagt Selbine Savran etwas sarkastisch. Offenbar kam Ismail Savran auch vorher langsam genug voran.

Beruf

Ismail Savran hat seinen Job im Dämmstoffhandel noch nicht so lange. Er kam erst nach seiner Heirat mit seiner Cousine Selbine 1994 nach Deutschland, damals war er 26 Jahre alt. Sein Deutsch ist bis heute nicht gut. Doch seine Ausbildung zum Betriebselektriker wurde ihm ohnehin hier nicht anerkannt. 1996 bis 1999 übernahmen Selbine und er den Lebensmittel-

laden eines Schwagers in Delmenhorst. »Aber dann machten dort Supermärkte auf«, sagt Selbine Savran, »und für uns ging es bergab.«

Ismail Savran wurde als Leiharbeiter mal hier, mal dort eingesetzt, meist als Elektriker, doch eben zu einem Lohn für Ungelernte. Bis heute wundert er sich, dass ihm vorgeworfen wurde, er habe zu schnell gearbeitet. Einmal habe er deshalb sogar einen Job verloren: »Die wurden dort nach Stunden bezahlt und wollten nicht, dass er schon wieder zu früh fertig wurde«, erzählt Selbine Savran. Manchmal lässt sie ihrem Mann die Gelegenheit, selbst nach Worten zu suchen – meistens aber dauert ihr das zu lange, und sie übernimmt das Gespräch wieder. Ismail Savran findet das wohl in Ordnung, er ist offensichtlich stolz auf seine Frau.

Zwischenzeitlich war Ismail Savran immer wieder arbeitslos. Er versuchte sich fortzubilden, doch leidet er manchmal unter Migräne und kann sich dann überhaupt nicht konzentrieren, er kam nicht weiter. Erst seitdem er bei seinem Schwager in den Bau- und Dämmstoffbetrieb eingestiegen ist, geht es wirtschaftlich aufwärts. Gerade im Augenblick gibt es allerdings Ärger, weil die Maschine, die das Styropor zurechtschneiden soll, nicht funktioniert. Eine Maschine für 500 000 Euro von einem Stuttgarter Spezialhersteller – und nie hat sie anständig gearbeitet, deutet Ismail Savran an und zeigt seine Indignation. Seine Frau übersetzt: »Man streitet sich nun um Haftungsfragen mit dem Hersteller, es gibt immerhin Verdienstausfälle.« Jetzt fehlen der Firma – und damit der Familie – natürlich Einkünfte, es wird finanziell wohl knapp. »Da ist eine Grenze erreicht«, sagt er. Er zeigt nicht, ob er sich nur normale Sorgen oder ob er sich große Sorgen macht. Nein, ergänzt er dann jedoch: Finanziell sicher fühle er sich keineswegs.

Savrans meinen offenbar, dass man über Geld nicht zu lange reden sollte. Es geht schon alles, und wenn man in Not ist, hilft die Familie. Eines aber findet Selbine Savran schon aus Gründen der Logik nicht in Ordnung. »Wenn man Hartz IV bezieht, bekommt man so vieles umsonst, wenn auch mit Papierkram und Behördengängen. Aber in dem Augenblick, da man nur ein ganz kleines bisschen mehr Geld hat als Hartz IV, muss man alles selber zahlen.« Sie wünsche sich mehr Unterstützung für Bahn- und Bustickets und Klassenfahrten der Kinder.

Zukunft

Wenn Selbine Savran an ihren jährlichen Rentenbescheid denkt, schnaubt sie. »In Deutschland haben wir kaum Rente zu erwarten.« Die Savrans haben wenig Chancen, ihre Rentenansprüche in den kommenden 25 Jah-

ren noch erkennbar über Grundsicherungsniveau anzuheben. Selbst wenn Selbine Savran jetzt wieder in die Altenhilfe einstiege, wäre das kaum zu schaffen. Mohammed ist auch noch so klein, eigentlich will sie ihn diesen Sommer noch gar nicht in die Kita geben, auch wenn sie die günstigen Kindergärten, wo die Eltern die Betreuungsdauer in Stunden selbst bestimmen können, lobenswert findet.

Nein, eigentlich will Selbine Savran im Alter nicht in Deutschland leben, sondern in der Türkei. Sie hat Erbansprüche auf ein Stück Land, und eine Wohnung haben sie auch dort. Obwohl ihre beiden Brüder in der Straße gleich nebenan sind und ihre Schwester in Meschede im Sauerland lebt, ist doch der Rest der großen Familie mit den Dutzenden Cousinen und Cousins in der Türkei.

Und eigentlich möchte sie schon jetzt nicht mehr so recht in Deutschland leben. Ihre Töchter und ihr Mann schauen sie an, als wäre es wirklich nicht nötig, nun dieses Kapitel aufzuschlagen. Aber wo sie nun doch einmal gefragt wird. »Ich habe Heimweh«, sagt sie. »Die Luft, die Menschen.« Nicht in ihr Dorf will sie zurück, aber zum Beispiel in einer mittleren Universitätsstadt leben, Isparta nördlich von Antalya. Gerade im vergangenen Sommer, als sie wieder in einer der Ferienwohnungen der weitverzweigten Savran-Familie Urlaub machten, habe sie es wieder gespürt: »Es ist warm. Wenn man abends nach draußen geht, sind die Straßen voller Menschen mit Kindern. Man sieht die Familien bis spät abends in den Parks. Sie sind sich so sicher, so sich selbst sicher«, platzt sie heraus. Es ist nicht ganz klar, welche Art von Sicherheit sie meint, aber vielleicht auch eine Sicherheit im ganz umfassenden Sinn. Sie schiebt hinterher: »Wenn man hier abends nach draußen geht, sieht man nur Betrunkene.«

Ismail Savran will nicht zurück in die Türkei, jedenfalls jetzt nicht. Sowieso müssten erst alle Kinder die Schule hinter sich bringen, und Ayşe spreche noch nicht einmal genug Türkisch für ein Studium dort. Das Ehepaar redet deutsch und türkisch durcheinander. Er befürchtet offenbar, dass sein Geld dort nicht sicher sei, er betrogen werden könne. So ging es einer befreundeten Familie, die dann zurück nach Deutschland kam und noch einmal ganz von vorn anfangen musste. »Die Frau denkt immer an die Familie«, sagt er. »Man muss auch an andere Dinge denken.«

Selbine Savran sagt, etwas Wichtigeres gebe es eben auch nicht. Die Türkei sei das bessere Land für Familien. »Man kann dort mehr tun, familienmäßig. Es ist mehr – familienmäßig.«

Martin Ahrends

»Kinder des Leichtsinns«



Porträt des Autors: »Warum haben Sie sich so viele Kinder angeschafft?«

Der Schriftsteller Martin Ahrends ist Vater von acht Kindern: sechs Mädchen und zwei Buben. Er berichtet von seinem lebhaften Alltag und zieht Bilanz.

Vor ziemlich genau 20 Jahren hatte meine Frau mir auf dem Weg zum Bahnhof mitgeteilt, dass sie wieder schwanger sei, und ich hatte nun von Hamburg bis Stuttgart Zeit, diese Mitteilung in mir arbeiten zu lassen. Hinter Hannover begann ich einen langen Brief und schrieb noch in Göttingen, Fulda und Frankfurt meiner Frau alle guten Gründe dafür, dass dieses Kind uns absolut überfordern, unser leidlich austariertes Familienleben völlig aus der Bahn werfen würde, dass wir

alles andere, aber nicht noch ein Kind gebrauchen könnten. »Gebrauchen« klingt nach Anschaffung. Das fiel mir dann auch auf.

Immer wieder fragt man mich: »Warum haben Sie sich so viele Kinder angeschafft?« Wir haben sie uns nicht angeschafft. Es sind Kinder des Leichtsinns. Dennoch sind sie recht wohl geraten. Ich hab Glück gehabt mit meinen Kindern. Und bin kein Sonderfall, mit dieser Art von Leichtsinn Glück zu haben. Die wenigsten Menschen auf dieser Welt sind eine Anschaffung ihrer Eltern, die weitaus meisten sind ihnen passiert in Momenten, in denen sie vermutlich nicht an Anschaffungen gedacht haben. In denen sie überhaupt wenig gedacht haben, weil sie sozusagen

kopflos waren und voller Vertrauen in die Welt, in ihr Glück, in das Leben überhaupt. Leichtsinn hat mit Vertrauen zu tun. Ohne den Leichtsinn ihrer Eltern haben Kinder es schwer, zur Welt zu kommen. Der nüchterne Entschluss, ein Kind »anzusetzen«, erinnert mich an die Hybris eines Dr. Frankenstein. Man (er)zeugt einen neuen Menschen ohne dessen Einverständnis. Was soll herauskommen, wenn ein Mensch derart erwogen zur Welt gebracht wird? Ein Homunkulus doch wohl, ein Wesen, das seinen Eltern von Beginn an unheimlich sein muss, weil sie glauben, sein Da- und Sosein allein verantworten zu müssen. Zu den Risiken eigener Elternschaft kann man sich klaren Sinnes nur schwer entschließen. Leichter schon, wenn man nicht allein daran schuld ist, wenn sozusagen höhere Mächte im Spiel waren. Deshalb hat es die Natur so leicht gemacht, uns über den eigentlichen Entschluss hinwegzuschummeln: Von Natur aus sind wir darauf programmiert, uns in gewissen Momenten einem Größeren zu überlassen, das mit seiner Macht und Herrlichkeit von uns Besitz ergreift. Dann sind wir außer uns, glückliche Werkzeuge der Zeugung. Dabei entstehen Kinder. So kommen sie zur Welt. Wir können das verhindern oder zulassen, »Machen« können wir sie nicht.

Als junge Eltern hatten wir kein lockeres Studentenleben und mussten uns straffer organisieren. Wir waren nicht auf allen Partys, aber die Frage »Wozu das alles?« hatte sich für uns erübrigt. Wir waren Eltern und wurden gebraucht. Etwas in uns war dafür bereit gewesen, nun huckten wir die doppelte Last und waren wider Erwarten glücklich dabei. Was uns zuvor unzumutbar erschienen wäre, haben wir mit Begeisterung geleistet. Wenn ich den Kinderwagen durch den Ort schob, ein Buch in der Hand, war ich mir der Blicke bewusst, die mich musterten. Der grundsätzliche Respekt der anderen war mir wichtig. Ihr Urteil, das ich nie zu hören bekam, forderte mir ab, ein guter Student und Vater zu sein. Zuletzt haben wir beide einen sehr guten Studienabschluss hingelegt.

Schwerer als mit dem Studium ließen die beiden Kleinen sich mit unseren Jobs vereinbaren. In meiner Redaktion gab es kaum jemanden, der Kinder hatte, und wenn, dann nicht selbst zu betreuen. Die Arbeitszeit richtete sich nach dem täglichen Arbeitsanfall, das war Normalität und mit der Verantwortung für Kinder unvereinbar. Ich empfing mitleidige Blicke, wenn ich mich der Kinder wegen auf den Heimweg machte. Die Kollegen wussten: So geht das nicht, der bleibt nicht lange. Ich nahm, wenn nötig, Arbeit mit nach Hause. Doch sie behielten recht. Es ging so nicht. Wir Eltern gingen nun abwechselnd arbeiten, übernahmen abwechselnd die Hausarbeit. Das Geld wurde knapp, aber es reichte immer zum Leben. Wir

Martin Ahrends

brauchten keine Urlaubsreisen und kein neues Auto. Eine neue Wohnung brauchten wir allerdings immer wieder mal, weil wir der Arbeit hinterherzogen und sich die Kinderschar vergrößerte. Die Wohnungssuche wurde zunehmend schwierig, nicht, weil es keine großen Wohnungen gegeben hätte. Aber die konnten wir kaum bezahlen, und die Vermieter guckten argwöhnisch, als wir ihnen unsere drei, dann vier Kinder beichteten. Ihr Blick sagte: Irgendwas kann mit euch nicht stimmen, wenn ihr »in dieser Zeit« so viele Kinder habt.



Martin Ahrends mit seinen beiden ältesten Töchtern und dem jüngsten Sohn 2013 im Park Sanssouci.

Was war so schlecht an dieser Zeit? Friedenszeit. Wohlstandszeit. Wann, wenn nicht jetzt, konnte man seine Kinder so gut durchbringen? Ich hatte mir meinen Optimismus erhalten, ich wollte nicht glauben, dass es uns, zwei gut ausgebildeten Akademikern, allzu schwerfallen sollte, mit einer wachsenden Kinderschar in der Bundesrepublik Deutschland auskömmlich zu leben. Mit unseren vielen Kindern fanden wir Mitleid oder Unverständnis bei jenen Lebensplanern, denen unsere Art zu leben schlicht vormodern erschien.

Nach der Geburt des siebten Kindes meldeten sich zwei Gemeindediener bei uns an und erschienen mit Blumen, Sekt, zweihundert Mark
und einer Urkunde: Der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker übernahm die Ehrenpatenschaft über meinen Sohn Jacob. Die beiden
Beamten hatten dergleichen noch nie vorher verrichtet und standen etwas
betreten herum. Ich sah ihnen an, dass sie eher geneigt waren, unsere Kinderschar für eine Malaise zu halten denn für etwas Beglückwünschenswertes. Ohne langes Palaver drückten sie sich wieder aus der Tür, vielleicht
hatten sie Angst, von uns gleich festgenagelt zu werden auf das amtlich
bekundete Interesse an uns, der zugezogenen Familie aus der DDR, die
im Dorf kaum jemand kannte.

Zehn Jahre haben wir in jenem Dorf gewohnt, vielleicht unsere besten Jahre, auch wenn der Weg zur Arbeit in die Stadt beschwerlich war. Zehn gute Jahre hatten wir dort, obwohl die Kinder kaum Gleichaltrige fanden, es gab nur Einkindfamilien ringsum. Exoten blieben wir für die meisten. Aber über die Jahre hin gewannen die nächsten Nachbarn Zutrauen, die beiden Alten im Nachbarhaus hatten selbst nur ein Kind, und dieses eine Kind hatte auch nur ein Kind. Für unsere Kinder waren sie Oma und Opa, die es vordem nicht für sie gegeben hatte.

Mit dem Kind im Büro

Mein Vater war oft abweisend und noch öfter abwesend. Das wollte ich besser machen. »Familie geht vor Beruf« war mein Motto, aber das war auch falsch. Ich erinnere mich an einen Auftritt in der Redaktion, die Jüngste an der Hand. Wir gehen den langen Flur entlang, und überall öffnen sich die Türen, die Sekretärinnen und Redakteurinnen umringen mein dreijähriges Kind, befragen und streicheln es, bis es auf meinem Arm Zuflucht sucht. Ein paar mild lächelnde Herren sind auch darunter. Lauter gut bezahlte Fachkräfte, die, wenn sie morgens die Redaktion betreten, in den seltensten Fällen genau sagen können, wann sie sie wieder verlassen werden, um sechs oder nach neun. Leute im besten gebär- und zeugungsfähigen Alter, die auch für ihre Flexibilität so gut bezahlt werden und sich folglich nie ein Kind zulegen – bis auf wenige Ausnahmen, die ein eher abschreckendes Beispiel bieten von eingeschränkter Leistungsfähigkeit und ewig schlechtem Gewissen dem Nachwuchs gegenüber.

Ich erinnere mich, wie stolz ich war, mich nicht für den Fulltime-Job, sondern für eine berufstätige Vaterschaft entschieden zu haben, ich erinnere mich, wie gut es tat, von denen bewundert, vielleicht auch benei-

det zu werden, die mir sonst in jeder Hinsicht überlegen waren: Sie hatten ein Gehalt, sie konnten Urlaub, auch mal krankmachen und trotzdem ihre Miete bezahlen. Wenn ich mit meiner Kleinen durch die Büroflure ging und sich die Türen öffneten, fühlte ich mich denen überlegen, die da den ganzen langen Tag an ihren Tischen hocken mussten. Sobald wir zum geschäftlichen Teil meiner Visite übergingen, kehrte sich das Verhältnis um. Nun störte mein Kleinkind nur noch, das den Papierkorb untersuchte, ein Zuckerstück zerkrümelte oder das Telefon herunterriss, während ich versuchte, dem nun wieder gestrengen Redakteur einen Text zu verkaufen, für den ich mich zu entschuldigen hatte, weil er in meinem kinderreichen Haus so zwischen Tür und Angel entstanden war. Der Redakteur sah mich mitleidig an. »Du solltest Arbeit und Familie besser auseinanderhalten, sonst leidet beides, die Familie unter der Arbeit, die Arbeit unter der Familie.« Gewiss muss ich das auseinanderhalten. Aber das Gegenteil stimmt auch: Ich muss beides verbinden, so gut es geht.

Zwei Türen weiter vereinbare ich einen Bericht: Großfamilie auf Reisen. Ich lasse mir einen Vorschuss und eine Fahrkarte geben, um den Rest der Familie im dänischen Ferienhaus besuchen zu können.

»Warum fahrt ihr nicht zusammen?«, fragt die Redakteurin.

»Weil wir nicht alle ins Auto passen«, sage ich.

»Kauft euch doch einen Kleinbus«, sagt sie.

»Wovon?«, frage ich.

»Und deine Frau arbeitet nicht?«

»Doch, zehn Stunden täglich im Haushalt, ohne Urlaub und Wochenende.« Das kam jetzt ein bisschen forciert heraus.

»Versucht's doch mal mit Sponsoring«, rät die Redakteurin.

Da muss ich lachen. »Ich hab wirklich mal an die Autofirmen geschrieben, ob sie einer Großfamilie ein verbilligtes Großraumauto spendieren wollen. Es gab ein paar lustige Absagen. Nein, Kinder sind nun mal Privatsache. Solang man nicht völlig versagt.«

Nach dem Verabschieden schleiche ich mich im nächsten Flur am Zimmer jenes Redakteurs vorüber, dem ich einen Kinderdorf-Report zugesagt habe. Die Kleine fragt, ob die hier alle so kleine Wohnungen haben, bauz, geht die Tür auf.

»Schön, dass du mal vorbeikommst«, sagt er, »hast du ein süßes Kind! Hast du auch deinen Text dabei? Komm rein.«

»Ich bin noch nicht so weit«, sag ich, »bei dem Thema ist zu viel Eigenes im Spiel. Weißt du, was ein Kinderheim von unserer Größe den Staat kosten würde? Die Immobilie und die Unterhaltung? Weißt du, was wir verdienen würden als Erzieher unserer sechs Kinder, wenn wir nicht ihre

Eltern wären? Von stundenweise angestellten Putz- und Koch- und Schularbeitenhilfen ganz zu schweigen. Und einen Kleinbus hätten wir natürlich auch. Weißt du, was es für einen Skandal gäbe, wenn die Presse zu uns nach Hause käme und sähe, unter welchen Bedingungen wir unsere Kinder großziehen – gesetzt den Fall, wir wären ein Kinderheim und keine Großfamilie?«

»Das kannst du nicht vergleichen«, sagt der Redakteur, »ihr seid die Eltern.«

»Soll ich jetzt deider« sagen? Wir sind es, deren Kinder leider nicht selten das Gefühl haben, zu viele und uns zur Last zu sein. Ich bin mir nicht mehr so sicher, dass sie es bei uns wirklich besser haben als in einem Heim mit geregelten Mahlzeiten...« Ich unterbreche mich, weil die Kleine dabei ist. Sie hat sich in eine Ecke verzogen und lackiert mit einem dicken roten Filzstift ihre Fingernägel. Ergriffen sehen wir ihr zu.

»Was willst du eigentlich«, sagt der Redakteur, »du hast es so gut. Ich sehe meine Kinder kaum.«

»Wir strampeln uns jeden Tag ab und operieren an der Armutsgrenze. Ich beklage unsere unzulängliche private Wurstelei in einer eigentlich öffentlichen Angelegenheit.«

»Ihr müsst doch wahnsinnig viel Kindergeld kriegen.«

»Für einen Single ist es bestimmt nicht wenig. Aber wenn es stimmt, dass ein Kind großzuziehen einen ähnlichen finanziellen Aufwand bedeutet wie ein Haus zu bauen, dann hätten meine Kinder sämtlich vor dem Richtfest unter den Hammer kommen müssen, trotz Kindergeld.«

»Mann, was ist los mit dir, so kenn ich dich gar nicht. Du hast nie so herumgerechnet, ich kannte dich als Idealisten...«

Ich verabschiede mich, immerhin hab ich den Herrn Redakteur vertröstet, dafür war mein Lamento gut. Wir tappeln durch den langen Flur, wir fahren Fahrstuhl, wir fahren noch einmal ganz nach oben und gucken über die Stadt, weil es ihr solchen Spaß macht. Ich müsste vor dem Urlaub noch zwei Texte fertig machen, sonst haben wir nichts zu beißen, wenn wir wiederkommen. Wir tappeln durch die Innenstadt, Menschen, Autos stürzen vorüber, sie entdeckt die Metalleinfassung einer Blumenrabatte, darauf will sie balancieren. Ich müsste noch zur Drogerie: Zahncreme, Spültabs, Aspirin, Ohrstäbchen, zur Wohngeldstelle, die wollen wieder ihre Einkommensnachweise, vorher zum Copyshop, ich müsste noch zur Bibliothek, irgendwas über Dänemark für meinen Reisebericht, ist noch Milch im Kühlschrank? Sie balanciert über die Metalleinfassung der Blumenrabatte, ich zwinge mich zur Geduld, auch wenn meine Hand nervös zuckt, sie will jetzt fast allein über die Stange gehen, nur unsere Zeige-

Martin Ahrends

finger berühren sich noch. Mein Tag liegt mir auf der Schulter als praller Sack mit unerledigtem Kleinkram, meine Tochter lernt, über ein rundes Metall zu balancieren, und wer abrutscht, darf noch mal. Da entdeckt sie eine Schnecke auf einem abgefallenen Rhododendronblatt, sie nimmt es auf und wartet, bis die Schnecke ihre Fühler wieder ausgefahren hat, dann muss sie mal, und ich überlege, ob ich mit ihr im nächsten Café an dem Ober vorbeikomme. Warum haben meine Kinder keine Großeltern mit ganz viel Zeit? »Wir müssen weiter«, sag ich, »komm endlich, bitte.« Sie sieht mich an. Sie sieht, dass es mir ernst ist, legt die Schnecke behutsam ab und kommt. Sie mault nicht, sie bockt nicht. Sie weiß, dass ich ihr so viel Zeit lasse, wie ich kann, und dass es jetzt keinen Verhandlungsspielraum gibt. »Hältst du es noch aus bis zu Hause?« Sie nickt, und wir tappeln zur Straßenbahn. Ich mag sie sehr, und ich glaube, sie mich auch.

Ping-pong, der Vater allein zu Haus

Ich hatte mir schon lange gewünscht, mehr Zeit für die Kinder zu haben. Irgendwann ist es dann so weit: Meine Frau ist zur Kur, ich bin für Wochen der Hausmann. Ich soll mir nicht zu viel vornehmen, hat meine Frau gesagt, die Arbeit komme von ganz allein. Eine defensive Arbeitseinstellung, die ich wie eine Art Urlaub empfinde. Ich darf mich von den mir zufallenden Aufgaben durch den Tag tragen lassen: ein Mann für alle Fälle. Grad lege ich die Bettwäsche der Kleinen zusammen. Die hab ich nachts grob gespült und in die Maschine gesteckt und, als die Schulkinder frühstückten, in den Trockner. Esther-Hasi, meine Vierjährige, kam weinend nach Mitternacht, die eine Hand vorm Mund, die andere auf dem Bauch, ihr Bett vollgebrochen. Ich bettete sie zu mir, gab ihr Tee. Sie musste noch mehrmals brechen in dieser Nacht und tat mir schrecklich leid. Und nun ist eine Mattigkeit in mir, die ich, wenn ich richtig arbeiten müsste, als Katastrophe empfinden würde. Aber ich muss ja nicht arbeiten, nicht richtig jedenfalls, ich bin hier ganz privat in unserem Zuhause und sorge ein bisschen für uns. Ich philosophiere, ich küchenphilosophiere bei meiner Hausarbeit: Wenn das eines Tages bezahlt wird, möchte ich nur noch so arbeiten. Und man wird es eines Tages bezahlen müssen, weil es natürlich keine Privatsache ist, für den Nachwuchs zu sorgen. Nein, man wird es nie bezahlen müssen, denn ich empfinde es als das reinste Vergnügen, den ganzen Tag für meine Kinder da zu sein.

Im Briefkasten finde ich eine Einladung zum alljährlichen Verlagsempfang. Sekt, Schnittchen! Die große Welt! Pah, das ficht mich nicht an, ab



Großfamilie Ahrends: Der Autor Martin Ahrends mit einigen seiner Töchter, Söhnen, sowie Enkelkindern bei einem spontanen Familientreffen im Park Sanssouci im Herbst 2013.

in den Papierkorb damit, hier fehlt mir nichts, was ich da draußen finden könnte. Die Betten sind gelüftet, werden jetzt gerichtet, das Jungszimmer ein bisschen aufgeräumt, eigentlich sollten sie das selbst machen, aber, naja. Die Mädchenzimmer inspiziert, oha, da müssen sie mal wieder ran.

Telefon: »Darf mein Sohn morgen mit zu ihnen kommen, er will mit Aaron spielen, ich hole ihn gegen halb sieben ab.«

Was hatte ich grad in der Hand? Wo hab ich's jetzt hingelegt? Es war die Nagelschere, die wieder nicht an ihrem Platz in der Schublade lag. Schublade auf: Was ist das? Krankenversicherungschipkarten, Bindfaden, Pflaster, ausgerissene Briefmarken, Kleingeld...

Telefonkette: »Morgen hat der Klassenlehrer von Jacob Geburtstag, jeder soll ein paar Blumen mitbringen.«

Wo war ich jetzt stehen geblieben? Wollte ich den Abfall rausbringen? Nach einer neuen Klorolle fahnden? Die Birne im Flur wechseln?

Anruf Lea: »Darf ich bis zum Ballett bei Johanna bleiben? Ich komme dann mit dem Rad nach Hause.«

Der Pudding zuerst, damit er abkühlen kann. Also Milch aufs Feuer. Was wollte ich doch gleich? Wo war ich stehen geblieben? Die Kleine ist aufgewacht, kommt auf schwachen Beinchen gestakst.

»Geht es dir besser?«

»Bin im Bett Karussell gefahren.«

Aha, der Kreislauf, Tee kochen, Zwieback dazu. Die Milch brennt an! Geht noch, aber wo ist Zucker, ist der wirklich alle? Ohne Zucker kann ich keinen Pudding kochen. Also Erdbeeren mit Milch. Kartoffeln, Zwiebeln schälen, die Reibe..., wo ist die Reibe? Die Kleine will mit mir ein Buch angucken.

Telefon, die Fahrgemeinschaft: »Kommt Esther morgen wieder mit in den Kindergarten?«

»Nein, morgen noch nicht«, entscheide ich leichthin, ohne die Folgen zu ahnen. Denn die Frau am anderen Ende, die ich nur flüchtig kenne, beginnt nun, mich grundsätzlich über mein Verhältnis zur kollektiven Kindererziehung zu befragen, nein, eigentlich will sie mich nicht befragen, sondern braucht nur diesen einen leichtsinnigen Satz von mir, um daran anknüpfend mich eines Besseren zu belehren.

Wo ist denn die Kleine, wollte sie nicht zu mir in die Küche kommen? Sie liegt wieder in ihrem Bettchen und schläft. Der Zwieback ist nur angeknabbert. Sie ist so schwach, was ist los mit ihr? Muss ich was unternehmen? Sie atmet tief und ruhig, ist auch nicht mehr so blass. Sie wird sich gesund schlafen, sage ich mir. Ich stehe am hellen Vormittag in der Küche, umgeben von noch nicht geputzten Erdbeeren, noch nicht ausgepackten Einkäufen, ping-pong hüpft mein Blick über den Küchentisch zwischen das unabgewaschene Geschirr. Vom Anschauen wird es nicht sauber. Die Katze maunzt und geht mir um die Beine. Ich stehe da in einer Art Erstarrung und warte auf den nächsten Anruf. Aber wenn man so wartet, klingelt das Telefon gewiss nicht. Also kann ich mich auch wieder an den Pudding machen. Ach, richtig, der Zucker fehlt. Vielleicht sollte ich es aufgeben, so zielstrebig eines nach dem anderen zu tun. Hausarbeit verlangt offenbar eine andere Einstellung: nur das Nächstliegende zu tun und nur dann, wenn es dran ist, bloß nicht voraussehen, bloß nicht planen wollen, es kommt doch immer ganz anders. Ich bin ein Tischtennisball, mein Name ist Ping-pong.

Der Vormittag geht dahin, ich tue nichts Bedeutendes, schnipple ein bisschen, rühre ein bisschen, tröste ein bisschen, plaudere ein bisschen. Ich bin der Flößer im Lebensstrom. Besorgen, versorgen, fürsorgen, sich sorgen, ein Strom, der nie abreißt, der meine Bahnen lenkt. An mir ist es, im Fluss zu bleiben, nicht anzuecken oder aufzulaufen. Mitschwimmen ist die Devise. Die Puffer gelingen und stehen rechtzeitig auf dem Tisch. Morgen mach ich Klöße mit Backobst, übermorgen Spaghetti mit Knoblauch und Öl, überübermorgen Nudelauflauf und Quarkspeise...

Die ersten Kinder kommen aus der Schule, die Ranzen fliegen in die Ecke. Wie oft hab ich euch gesagt... Soll ich es wirklich noch einmal sagen oder ihnen dies Abschütteln lassen, diese kleine Befreiung. Sie freuen sich über meine Puffer und ich freue mich an ihrer Freude.

»Wie war's in der Schule?«

»Wie immer.« Sie erinnern sich nur an die Pausen und daran, wer wen untergekriegt hat.

»Was habt ihr gelernt?«

Sie zucken die Achseln, sie lächeln höflich, und ich merke, dass sie jetzt lieber Tischtennis spielen wollen. Schön, fein, wer bin ich, sie zu befragen? Geht nur, spielt nur: ping-pong.

Ich sitze hier, rede, trinke Kaffee, esse Torte. Arbeite ich jetzt? Hab ich frei? Irgendwas dazwischen? Der Nachmittag zieht sich hin. Die Kleine schläft immer noch, mit einem Ohr muss ich bei ihr bleiben, sie hat gar nichts gegessen. Wo bleiben die Großen nur, Geigen geht bis vier, Reiten bis halb sechs, nein, sie können noch nicht da sein. Ein Gewitter zieht auf, wir packen die Gartenutensilien zusammen, der ganze Himmel ist plötzlich schwarz, es donnert. Und Lea kommt vom Ballett mit dem Rad, ich werde ihr entgegenfahren. Die Jungs wollen mit, müssen aber bei Hasi bleiben.

Ich treffe Lea wirklich auf halber Strecke, sie freut sich. Es stürmt, es donnert, ich bin ein Retter. Kaum haben wir ihr Rad festgeschnallt, fallen die ersten schweren Tropfen. Geschafft. Hätte sie sich allein durch das Unwetter kämpfen sollen? Früher gab's auch keine Autos. Aber was weiß ich von früher.

Als ich mit ihr zurück bin, hat Judith angerufen, ob ich sie vom Reiten abholen kann, es regnet so. Irgendwas hab ich vergessen... Es hat mit dem Telefon zu tun. Die Jungs kichern und tun heimlich, sie haben sich was zum Naschen gekauft, naja. Das Verbot ist nicht so ganz streng, man müsste es irgendwie präzisieren, eine Regelung finden für die unvermeidlichen Naschereien. Ich habe das Gefühl, etwas Wichtiges nicht zu können. Wäre das die eigentliche Hausarbeit, die ich nicht kann: Regeln, Aufsicht, Kontrolle? Wie soll ich erziehen? Berechtigt bin ich ja wohl dem Gesetz nach. Doch wenn ich gründlich, zu gründlich, darüber nachdenke, wird mir angst vor meiner Erziehungsberechtigung.

Ich hole Judith vom Reiten und diskutiere mit ihr andere Möglichkeiten der Heimkunft.

»Soll ich trampen? Ihr sagt doch immer, dass ich nicht trampen soll. Busse fahren hier keine mehr.«

»Warum bist du so blass, hast du nichts gegessen?«

»Mama sagt, ich vertrag die Pille nicht.«

»Du nimmst schon die Pille? Davon weiß ich ja gar nichts.«

»Es gibt manches, wovon du nichts weißt«, sagt sie und lächelt versöhnlich.

Hasi ist endlich aufgewacht und ein neuer Mensch, sie hat wieder Farbe und Hunger auf Müsli. Soll ich ihr schon Müsli geben? Sie scheint es ja auskuriert zu haben. Ich ziehe sie an, koche ihr Kindertee und mir einen Kaffee, stelle ihr die Haferflocken und die Cornflakes hin und mache den anderen ein Marmeladenbrot.

»Hier, esst was Vernünftiges, nicht diesen billigen Süßkram. Und? Habt ihr viele Schularbeiten auf? Wisst ihr, wo Sarah bleibt?«

»Die wollte heute bei Jana schlafen. Das macht sie meistens, wenn sie Geigen hatte.«

»Aha.«

Ich lerne, dass ich in einen Organismus geraten bin, der ein Eigenleben hat. Der mich als notwendiges Organ braucht, doch nicht als »Maschinisten«. Judith spielt Klavier, Lea geht zu ihren Wüstenrennmäusen, die Jungs spielen »kleine Autos«, übrig bleiben Hasi und ich. Ich rühre meinen lauwarmen Kaffee. Sie streut sich ganz vorsichtig Haferflocken in die Schüssel und singt: »Schneeflocken kommen vom Himmel geflogen/und haben die Erde weiß angezogen.« Ich sehe ihr zu. Ein paar Schneeflocken fallen daneben. Das sind meine Fische, sagt sie und angelt sie mit angelecktem Finger. Sie ist glücklich, ich bin es auch.

Die Tage gehen dahin, Routine stellt sich ein, es wird leichter. Und es wird schwerer, denn ich merke, dass ich kaum Atem holen kann, dass ich kaum noch Pausen habe, doch, Pausen schon, ich kann mich hinsetzen und nichts tun. Aber ich kann nicht verschwinden, es gibt keine Inseln des Unbeteiligtseins, des Nur-für-mich-Seins. Ich bin immer präsent, lasse ich in meiner Präsenz nach, spüren sie das sofort, und ich bekomme es sofort zu spüren. »Die Zügel schleifen lassen« – so nennt man das wohl. Bin ich ein Reiter? Ein Kutscher? Sind sie meine Zugpferde? Habe ich Macht über sie? Ein anderes Bild gefällt mir besser: das des Flößers, der die Ruderstange aus der Hand legt, und das Floß treibt weiter, ungelenkt. Wenn man Glück hat, stößt es nirgends an, dreht sich nur um sich selbst. Es ist immer ein Risiko, wenn man nicht »an Deck« ist, nicht »auf dem Posten«. Sie ziehen

sich nicht warm genug an, sie nehmen die Kleine mit zu ihren Abenteuern, sie spielen Koch und futtern rohe Nudeln und ungewaschenen Salat.

Aber es gibt noch ganz andere Gefahren, wenn sie brav beieinandersitzen und gar nichts tun, neue Gefahren, mit denen Eltern noch kaum Erfahrung haben. Gleich werde ich sie finden, in abgedunkeltem Raum mit einem Flimmerreflex in den Augen; sie werden mich gar nicht bemerken, ich werde mühsam zu ihrer Wahrnehmung vordringen müssen... Doch siehe da – sie sind nicht vor der Glotze: Hasi sitzt friedlich vor ihrem Puppenhaus, Aaron lässt seinen Flieger fliegen, Jacob baut einen Lego-Renner, Lea putz ihr Terrarium, Judith und Sarah schmökern. Immer kommt es anders als gedacht. Meine Tage bestehen zur Hälfte, vielleicht zur besseren, aus Unvorhersehbarem. Meine Hausarbeit besteht aus lauter Überraschungen, wer sagt denn, sie sei langweilig? Doch am überraschendsten bin ich mir selbst. Schon bald muss ich feststellen, dass ich weder die Langmut noch die Stetigkeit habe, die vielleicht die eigentliche Arbeit an der Hausarbeit sind.

Wie am ersten Tag stehe ich nach zwei Wochen vor einem Berg Wäsche und bemerke an der Art, wie ich das Zeug zusammenlege, dass ich es hasse, lauter unschuldige Hemdchen, Pullover, Strumpfhosen. Sie haben es wahrlich nicht verdient, aber ich hasse sie. Nach zwei Wochen Gefangenschaft bei der Hausarbeit fahre ich einen emotionalen Schleuderkurs. Nach einem friedlichen Tag, dem Abendbrot mit Reis-Gemüse-Bouletten aus dem gestrigen Gericht, das niemand so recht mochte, das ich nun aber in Boulettenform reißend losgeworden bin, will die Kleine weiterspielen, wo sie vor dem Abendbrot aufgehört hat. Jemand soll ihr Räder unter ihr Legoboot setzen. Lea und die Jungs sind schon oben zum Schularbeitenmachen, also bittet sie mich. Ich vertröste sie: »Wenn ich mit der Küche fertig bin, bau ich deine Räder an.« Sie schleicht sich hoch, zu Lea und Jacob, Lea sagt, sie kann bleiben, sie stört nicht, ich sage: »Nein, kann sie nicht, ihr müsst euch konzentrieren.« Ich packe sie am Arm und zerre sie raus. Großes Geschrei. Ich grausamer Vater! Aber mal muss Schluss sein. Punkt. Aus. Feierabend. Emotionale Wallungen, die bei der Küchenarbeit allmählich verebben. Schließlich bin ich mit der Küche fertig, während sie auf dem Sofa gehockt und gebockt hat. Ich setzte mich neben sie. »Bist du wieder lieb? Komm, wir drücken uns mal.« Sie rückt energisch ab. Sie ist todunglücklich. Ich weiß, dass ich jetzt nicht lachen darf. Ich warte. Sie hält die Anstandssekunde ein und wirft sich dann zu mir herüber. Ein Drama. Und wehe, man spielt nicht mit. Man lässt sie da einfach sitzen und schmoren in ihrem Unglück. Jetzt bauen wir Räder an ihr Schwimmfahrzeug. Und mir ist auch leichter zumute nach diesem Schauspiel, vieles von meinem tagsüber angestauten Frust hat sich in mir gelöst. Sie hat mich erlöst mit ihrer theatralischen Begabung.

Sechs Wochen später, als alle Kinder morgens aus dem Haus sind, kommt die Nachbarin mit dem Rad vorbei, sieht mich, bremst.

»Na, hast du meine Tortenplatte inzwischen abgewaschen?« Sie grinst.

»Kann sein«, sag ich resigniert, »ich hab ein bisschen die Übersicht verloren.« Ich setze Kaffeewasser auf, suche vergeblich die Tortenplatte, suche erfolgreich die Kanne im Geschirrberg, versuche, den Küchentisch klar zu kriegen. »Komm«, sage ich, »wir setzen uns auf die Stufen vor der Haustür«.

Sie sieht mir die Erschöpfung an. »Morgen kommt deine Frau«, sagt sie, »du hast es ja hinter dir.«

Ich seufze. »Gestern lief noch alles prima, wir haben eine Radtour gemacht mit Picknick am Badesee. Es war wirklich wunderbar, meine Kinder so sorgenfrei in der Sonne spielen zu sehen, doch als wir zurückkamen, war bei mir plötzlich die Luft raus. Die Kinder haben alles allein gemacht, bloß die Küche hat nach dem Abendbrot niemand mehr aufgeräumt. Einmal nicht aufgeräumt – du siehst ja...«

»Tja«, sagt sie, »so ist das eben: Manchmal sind sie einem nur noch lästig. Warum sollte es dir besser gehen als anderen Hausfrauen?«

Ich ereifere mich: »So weit darf man es nicht kommen lassen, Gleichgültigkeit, Sichgehenlassen, das ist die Nahrung des Bösen, dann ist der Teufel im Haus...«

Sie feixt. »Du hättest Pope werden sollen.«

»Kann sein«, sage ich, »die kriegen wenigstens eine bezahlte Haushälterin. Glaub mir: Ich hab mich zusammengerissen bis gestern, wirklich, ich hab es eisern durchgezogen, von morgens halb sieben bis abends halb elf, jeden Tag, ohne Wochenende, ohne Ablösung. Gestern Abend hab ich im Papierkorb verzweifelt nach meiner Einladung zum Verlagsempfang gesucht. Sekt, Schnittchen, große Welt... Hausarbeit ist vielleicht das Schwerste überhaupt. Nicht das Einkaufen, Saubermachen, Kochen, und so weiter, sondern dies Zuständigsein rund um die Uhr. Nicht das, was man machen muss, ist schwer, sondern nie entlassen zu sein aus der Sorge. Lauter selbst auferlegte Pflichten, die ohne jede Anerkennung von außen alles von einem verlangen, bei deren Erfüllung man aber trotz aller Mühe immer das Gefühl hat, nicht zu genügen. Und diese Arbeit hält uns alle am Leben. Wenn da jemand ist, der den Laden schmeißt, dann haben Kinder ein Zuhause, einen Ort wo sie - auch wenn sie längst das Haus verlassen haben - für ihr ganzes Leben sicher und geborgen sind. Und sonst eben nicht. Sonst sind sie ihr Lebtag unbehaust... Ich bin der Boden für sie,

auf dem sie wurzeln und wachsen. Guter oder schlechter Boden, das liegt ganz und gar bei mir.«

»Ach, hör auf«, sagt sie, »du musst das alles nicht so verbissen sehen.«

»Weißt du, irgendwann sind die Nerven dünn. Sie streiten sich um Nichtigkeiten, sie spielen Flummi im Flur, sie fahren Einrad und fallen aufs Knie, sie bekleckern sich beim hastigen Trinken, sie tun nichts Falsches, Böses, Schlimmes, sie gehen mir nur entsetzlich auf die Nerven. Immer suchen sie meine Nähe, sie belästigen mich. Sie hören nicht auf, mich zu fordern als Nährer, Tröster, Ratgeber, Schlichter, als Kuschelofen. Sie meinen das nicht böse und sind ganz überrascht, wenn ich plötzlich nicht mehr kann. Ich wusste nie, dass man sich so verausgabt, wenn man mit seinen Kindern zusammen ist. Ich dachte immer, das sei so etwas wie Urlaub. Manchmal hab ich mich einfach ins Auto gesetzt und eine Kassette reingeschoben, das Haus im Blick, in der Hoffnung, man vermisst mich nicht allzu sehr. Hausarbeit gilt als minderwertig, vielleicht, weil das Ergebnis so schwer erkennbar ist, es ist bloße Normalität, die Abwesenheit von Schmutz, Unordnung, unfreundlicher Atmosphäre. Es scheint keine Arbeit zu sein, sondern so etwas Ähnliches wie gutes Wetter. Etwas Naturgegebenes. Ich bin ihre Sonne, wenn es mal regnet, wenn alle genervt und frustriert und gelangweilt herumhängen. Sonne zu sein, kostet Kraft und ist für sie das Normalste von der Welt. Ich freue mich auf meine Arbeit, die nicht jeder kann, bei der ich etwas Messbares leiste und dafür entlohnt werde. Ich freu mich darauf, dass meine Frau den Laden wieder übernimmt und ich vor die Haustür treten und in den Himmel sehen und wieder so richtig frei durchatmen werde.«

»Bingo! Ich hab ihn gefunden, meinen geliebten Kuchenteller. Philosophiere nur weiter, ich muss noch einkaufen und Wäsche waschen und sauber machen, na, wem sag ich das!« Husch, mit einem spöttischen Lächeln tänzelt sie aus meiner Küche und aus dem Haus hinaus, schwingt sich aufs Rad, winkt. »Unterschätz dich mal nicht. Du sollst deine Kinder gar nicht ein zweites Mal,machen', du sollst sie nur begleiten. Und keine faulen Ausreden, du machst das schon ganz gut.«

Das Jüngste

Vor ziemlich genau 20 Jahren hatte meine Frau mir auf dem Weg zum Bahnhof mitgeteilt, dass sie wieder schwanger sei, und ich hatte nun von Hamburg bis Stuttgart Zeit, diese Mitteilung in mir arbeiten zu lassen. Hinter Hannover begann ich einen langen Brief und schrieb noch in Göt-

Martin Ahrends

tingen, Fulda und Frankfurt meiner Frau Tausend Gründe dafür, dass dieses Kind uns absolut überfordern, unser leidlich austariertes Familienleben völlig aus der Bahn werfen würde, dass wir alles andere, aber nicht noch ein Kind gebrauchen könnten. Ich dachte an die nächsten Jahre mit Platzmangel, Unausgeschlafenheit, fehlender Konzentration, mit Verdienstausfällen, dünnen Nerven, zuletzt mit Selbstvorwürfen... Und beim Schreiben entwickelte sich Vertrauen darauf, dass es schon gut gehen werde. Wo dieses Vertrauen herkommt? Ich weiß es nicht, es ist völlig irrational. Vielleicht aus einem Vertrauen auf die Anderen, auch die, zu denen meine Kinder heranwachsen.

Im Stuttgarter Hauptbahnhof habe ich den Brief in den Mülleimer geworfen. Das war die Kapitulation vor einer Entscheidung, die ich nicht fällen konnte. Und »fällen« ist in diesem Zusammenhang ein treffendes Verb.

Kinderreiche Familien: Ein Weg durch die Zeiten

Rund 300000 Familien in Deutschland haben vier oder mehr Kinder. Das sind drei Prozent aller Familien, die mit ihren ledigen Kindern zusammenwohnen. Die Eltern sind verheiratet oder nicht verheiratet, gegengeschlechtlich oder gleichgeschlechtlich, leben getrennt voneinander oder zusammen. Damit sind kinderreiche Familien in Deutschland eher selten. Aber das gilt auch für andere europäische Staaten, für Amerika und Australien ebenso wie für weite Teile Asiens und selbst für den Norden und Süden Afrikas. Das ist heute gesellschaftliche Normalität – und universal. Ist also die kinderreiche Familie ein Gegenmodell der Moderne? Eine Antwort auf diese Frage wollen die folgenden historischen und soziologischen Ausführungen geben. Doch zuerst ein Blick auf Begriffe und Semantiken.

Kinderreiche Familien, große Familien, Mehrkindfamilien: Jeden dieser Begriffe begleiten Konnotationen und unbestimmte Quantitäten. Mit der Bezeichnung »kinderreich« können hohe Kinderzahlen positiv mit Reichtum verknüpft werden. Ähnlich wertend wirkt die Bezeichnung »groß«: Wir kennen im Englischen den Begriff »large families« und übersetzen ihn mit »große Familien«, doch das Wort »groß« bezeichnet nicht nur eine Quantität, sondern auch einen Sachverhalt, der dem Grad nach herausragend, von hohem Wert, besonderer Bedeutung sein kann. In diesem Sinne entspricht »groß« im Englischen semantisch dem Wort »great«. »Mehrkindfamilie« bezeichnet zunächst nur eine Familie mit unbestimmter Kinderzahl jenseits der Familie mit einem Kind, auch wenn die Wissenschaft den Begriff zunehmend für eine Familie verwendet, deren Kinderzahl vom »Durchschnitt« abweicht und in der Regel größer als zwei ist. Darüber hinaus ist auch dieser Begriff alles andere als wertneutral. In

ihm schwingen semantische Vorstellungen von etwas mit, das groß und ansehnlich, aber auch größer, bedeutender oder weiter ist. Im folgenden Text wird »kinderreich« jenseits von Normativität, Normalität und Durchschnitt verwendet, also jenseits dessen, was sein soll, was empirisch häufig oder als üblich in einer Gesellschaft gelebt und anerkannt wird. Dieser Text folgt auch nicht der Unterscheidung von Einzahl und Mehrzahl, da das Mehr bereits zwei Kinder bezeichnet, welches weder in der Gegenwart und schon gar nicht in der Vergangenheit als »kinderreich« gedeutet wird. Kinderreich wird hier ausschließlich im Sinne von »zahlreich« begriffen. Dies entspricht der Bezeichnung »familles nombreuses«, der in Frankreich gebräuchlichen Bezeichnung für den schlichten quantitativen Sachverhalt, dass die Familie drei, vier oder mehr Kinder hat.

Durch den »Dschungel der Historischen Demografie«

Wann ist eine Familie reich an Kindern? Heute gilt eine Familie mit drei Kindern oft schon als kinderreich. Um 1900 galten Familien mit drei bis fünf Kindern nicht als kinderreich. Kurzum, die Vorstellungen darüber, ab welcher Größe eine Familie kinderreich ist, hängen von der jeweiligen Zeit ab. Doch auch schon in früheren Jahrhunderten gab es große Unterschiede, die durch die Durchschnittswerte oftmals verwischt wurden. Die folgende historisch-soziologische Beschreibung will den »Dschungel der Historischen Demografie« mit seiner Komplexität der Situationen, Fakten und Interpretationen ein wenig lichten. Dieser Weg durch die Zeiten ist wichtig, um den Wandel der Familie, aber erst recht um die gesellschaftlichen Bedingungen angemessen zu verstehen, unter denen das Paar sich heute für gemeinsame Kinder – drei, vier und mehr – entscheidet.

Frühe Neuzeit: Viele Geburten – hohe Kindersterblichkeit

Schon vor 500 Jahren gab es Familien mit vielen und mit wenigen Kindern. Die Durchschnittswerte überdecken dies oftmals. Dennoch gehörten in der alten Zeit viele Kinder zum Alltag. Die Bauersfrau im Mittelalter bekam durchschnittlich wohl fünf bis sechs Kinder. Im späten Mittelalter des 14. und 15. Jahrhunderts und in der beginnenden Neuzeit vor dem 17. Jahrhundert waren bis zu zwanzig Geburten in der Ehe nicht selten. Allerdings gilt es zwischen Geburtenzahl und Kinderzahl zu unterscheiden. Es wurden viele Kinder geboren, aber ein Viertel bis ein

Drittel starb in der Jugend, oftmals sogar mehr. Mangelnde Hygiene, Epidemien, Kriege, Schmutz und Enge der Unterkünfte trugen zu einer sehr hohen Kindersterblichkeit bei, sodass in vielen Familien nur ein bis zwei Kinder überlebten. Damit lag die durchschnittliche Familiengröße, die Zahl der lebenden Eltern und Kinder, deutlich unter fünf. Viel mehr Kinder hätte die Familie auch kaum ernähren können. Ein immerwährendes Sterben prägte das Leben in der Familie. »Gewiss gab es auch Familien mit acht und zehn Kindern«, so der Historiker Horst Rabe, »aber das waren die Ausnahmen, die nur in reichen und hochgestellten Familien etwas häufiger vorkamen.« Im Übrigen war die Familie in dieser Zeit in der Regel keine Großfamilie, in der Eltern und Kinder mit Großeltern und Geschwistern der Eltern gelebt hätten. Grundsätzlich bildeten auch damals die Eltern mit den Kindern in jeder Generation einen eigenen Haushalt.

In der bäuerlichen Gesellschaft betrachteten die Eltern ihre Kinder vor allem als Arbeitskräfte und Erben. So war ausreichender Nachwuchs einerseits nötig, und sie mussten angesichts einer sehr hohen Mortalität genügend Kinder haben, damit der Fortbestand der Familie gesichert war. Andererseits verfügten die bäuerlichen Familien nicht unbegrenzt über Land, zudem drohten mit der Geburt eines Kindes tödliche Gefahren für das Leben der Mutter und drängende Nahrungsprobleme für die gesamte Familie. So vermieden die Eltern, dass die Zahl der Kinder, die ernährt oder unter welchen der Familienbesitz aufgeteilt werden musste, zu groß wurde. Ähnliche ökonomische Vorgaben trafen auf die städtischen Handwerksbetriebe zu: Das jeweilige Gewerbe, seine Produktionsweise, vorhandener oder fehlender Hausbesitz konnten regulierend auf die Zahl der Kinder wirken.

So wurden in Europa bereits seit dem 16. Jahrhundert mehr oder minder wirksame Methoden der Empfängnisverhütung angewandt. Hierzu gehörten das gänzliche Enthalten vom Geschlechtsverkehr oder das Ausdehnen der Stillzeit für geborene Kinder. Weitere Wege, die Zahl der Kinder zu begrenzen, waren das Abtreiben, Töten oder Aussetzen ungewünschter Kinder. Für den Historiker Pierre Chaunu war »das eigentliche Verhütungsmittel des klassischen Europa« aber das Heiratsalter: Früher wie heute wirkt sich jedes Jahr, um welches eine Eheschließung aufgeschoben wird, unmittelbar auf die Kinderzahl aus. Allerdings wirkt die Verzögerung einer Heirat auf die Zahl der Kinder gegenwärtig bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von rund 80 Jahren ganz anders als in der Zeit zwischen 1500 und 1700, als die Sterblichkeit von Frauen im Alter von 18 bis 45 Jahren deutlich höher lag. In der Gegenwart bleibt insofern mehr Zeit, eine Familie mit zwei oder mehr Kindern zu gründen. Aber in der alten Zeit war mehr als die Hälfte der neugeborenen Mädchen in Gefahr,

das Heiratsalter gar nicht zu erreichen, und jene, die es erreichten, konnten nur mit einer beschränkten Dauer ihres Ehelebens rechnen. Unter diesen Umständen war es schwierig, überhaupt mehrere Kinder zu gebären.

Eltern, die in der Ehe die Kinderzahl bewusst einschränkten, stammten in der Regel nicht aus ärmlichen Verhältnissen - im Gegenteil: Als Pioniere einer bewussten Steuerung der Kinderzahl erwiesen sich in Westeuropa vor allem das wohlhabende Bürgertum und der englische und französische Hochadel. So berichtet Ulrich Pfister in seiner Fallstudie über ausgewählte Züricher Familien im 17. und 18. Jahrhundert, dass in der Oberschicht viele Frauen ihre fruchtbare Phase nicht mehr voll ausschöpften, wenn sie bereits zwei lebende Söhne jenseits des durch Tod besonders bedrohten frühen Kindesalters hatten. Schließlich galt es, den vorhandenen Kindern ein möglichst umfangreiches Erbe zu erhalten, um den sozialen Status der Familie über die Generationen hinweg zu sichern. Familienplanung ließ sich für die Frühe Neuzeit aber auch für andere soziale Gruppen nachweisen, und zwar in einigen französischen Dörfern oder im katholischen Bayern ebenso wie in ländlichen Regionen mit protestantischer Bevölkerung. Dennoch dürften insgesamt nur wenige Ehepaare die Geburten beschränkt haben. Die Größe und die Struktur der Bevölkerung wurden dadurch nicht wesentlich beeinflusst. Dies sollte erst ein halbes Jahrhundert später beginnen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sank zuerst in Frankreich die Zahl der Geburten merklich. Deutschland und andere europäische Staaten, beispielsweise England, Schweden, aber auch Italien, folgten in einem Abstand von hundert Jahren, etwa ab 1870.

Im 19. Jahrhundert: Kinderreichtum und beginnender Geburtenrückgang

Im 19. Jahrhundert setzte sich beim verheirateten Paar sukzessive die Wahrnehmung durch, dass es über die Zahl seiner Kinder und damit seine eigene Zukunft selbst entscheiden kann. Eine Konstante der alten Zeit war, dass, wer heiraten durfte und konnte, wie selbstverständlich auch Kinder bekam. Nachdem die Ehe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allgemein zugänglich geworden war, bestimmten zunehmend die individuellen Vorstellungen und Lebensverhältnisse der Eltern die Zahl ihrer Kinder. Die Eltern nahmen wahr, dass es von Vorteil sein kann, weniger Kinder zu haben. Die bisherige Kontrolle der Geburten etwa institutionell über Heirats- und Eheregeln oder durch Kindestötung wurde abgelöst durch eine bewusste und vorbeugende Entscheidung der Eltern.

Der Übergang vollzog sich zunächst langsam und ungleichmäßig vor dem Hintergrund sich ändernder rechtlicher und ökonomischer Bedingungen: Die Rechtsordnung löste die Ehe von alten bäuerlichen und zünftischen Beschränkungen und gab sie frei. Durch die Industrialisierung entstanden Arbeitsplätze und Wohlstand jenseits der alten Einheit von Betrieb und Haus. Diese Veränderungen stärkten die Ehe und eine geschlechtsspezifische Rollenaufteilung. Damit entstanden die Voraussetzungen für die Familiengründung in breiten Bevölkerungskreisen, und es wurde vermehrt und vor allem früh geheiratet. Die Geburten wurden unabhängiger vom Nahrungsspielraum und stiegen leicht an. Mit zeitlicher Verzögerung sank die Sterblichkeit, insbesondere von Kleinkindern und Jugendlichen. In immer mehr Familien lebten und überlebten mehr Kinder. In der Folge wuchs die Bevölkerung in den deutschen Staaten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark an. Nach den Statistiken des Historikers Thomas Nipperdey verlief diese Entwicklung von 1816 bis 1865 alles andere als einheitlich: In Preußen nahm die Bevölkerung deutlich zu (80-120 Prozent), in den österreichischen Alpenländern Salzburg und Tirol stagnierte sie nahezu (15 Prozent), in Nordwest- und Süddeutschland lag die Bevölkerungszunahme teilweise erheblich unter dem deutschen Durchschnitt von 60 Prozent. Das Bevölkerungswachstum war dort am höchsten, wo die Ehe freigegeben wurde und bei geringem Heiratsalter geschlossen werden konnte.

Der Durchbruch der modernen Familienplanung, also die bewusste Entscheidung des Paares über die Zahl der Kinder und gegen den Widerstand von Staat und Kirche, vollzog sich in den deutschen Ländern Ende des 19. Jahrhunderts. Doch war dies nicht sofort erkennbar, da die Bevölkerung weiterhin wuchs - denn die absoluten Geburtenzahlen blieben relativ hoch, während die Sterblichkeit nun stärker abnahm. Dies verdeckte zunächst noch eine Entwicklung von epochaler Bedeutung, den Rückgang der Geburten in der Ehe, also die Begrenzung der Kinderzahl durch die Ehepartner, obwohl die Heiratshäufigkeit etwas anstieg und das Heiratsalter leicht sank. Der Rückgang setzte bei den älteren Frauen und den späteren Geburten zuerst ein: Bei den 40- bis 46-Jährigen gingen um die Jahrhundertwende die Geburten um 25 Prozent, bei den 30- bis 34-Jährigen um 15 Prozent zurück. In Berlin nahm in dieser Zeit zwar die Zahl der Erstgeburten noch zu, aber die Zahl der Zweitgeburten um 20 Prozent, der Drittgeburten um 45 Prozent und die der weiteren um fast 60 Prozent ab. Mit anderen Worten: Bereits die Eltern unserer Großeltern hatten im Schnitt erheblich weniger Kinder als deren Eltern.

Die Entwicklung zeigt große regionale, konfessionelle und schichtspezifische Unterschiede, wenngleich die Verbindung zwischen Wohlstand,

Bildungsniveau und Geburtenkontrolle bei der städtischen Bevölkerung unbestritten ist. Im nationalen Durchschnitt begann in Deutschland der Geburtenrückgang um 1895, in einzelnen Regionen aber schon um 1880 oder erst um 1915. Zuerst sanken die Zahlen in den Städten, während sie auf dem Land noch stiegen. In Dienstleistungs- und Verwaltungsstädten war der Rückgang stärker als in Zentren mit Schwerindustrie. Schon vor dem allgemeinen nationalen Rückgang, als die Frauen zwischen vier und acht Kinder gebaren, unterschieden sich die Regionen in den Kinderzahlen drastisch. In Gebieten mit hohen Kinderzahlen setzte der Rückgang später und mit geringerer Intensität ein. Mit Blick auf konfessionelle Unterschiede hatten die Katholiken überdurchschnittlich viele Kinder. Sie begannen auch spät und langsamer, die Zahl ihrer Kinder zu verringern, wie Statistiken zum Beispiel aus Niederbayern belegen, wo ab 1914 eine Trendwende einsetzt. In protestantischen Ehen, in denen schon früher weniger Kinder vorhanden waren, wurde die Kinderzahl stärker begrenzt, und dies unabhängig von städtischer oder ländlicher Herkunft. In den jüdischen Familien, vor allem in guten sozialen Positionen, begann der Rückgang besonders früh.

Obgleich moderne und traditionale Familientypen nebeneinander existierten, ist offensichtlich, dass sich die moderne Familie mit unterschiedlicher Geschwindigkeit in allen sozialen Schichten durchsetzte. An Bildung und Wohlstand reiche Eltern begannen früher, die Zahl ihrer Kinder zu verringern, als Eltern in wirtschaftlichen Notlagen. Ein Vorreiter der Entwicklung war die in der Stadt lebende bürgerliche Familie. Dazu gehörten der neue Mittelstand, Beamte, freie Berufe, Angestellte. Es folgten die selbstständigen Unternehmer, der alte Mittelstand und die Facharbeiter. Gelernte Arbeiter außerhalb der Schwerindustrie und zumal des Bergbaus begrenzten die Zahl ihrer Kinder früher als ungelernte. Die »respektable« Arbeiterschaft, geleitet vom bürgerlichen Familienideal, betrachtete Kinder nicht mehr als Schicksal und widmete dem einzelnen Kind eine größere Aufmerksamkeit. Die Arbeiterfamilie im Allgemeinen jedoch zog ihre normativen Orientierungen weiterhin aus den traditionellen Moral- und Ordnungsvorstellungen. Ein Beschränken der Kinderzahl kam solange nicht infrage, als Kinder zugleich zusätzliche Verdiener waren. Familie bedeutete für sie in erster Linie eine Wohn- und Essgemeinschaft in einem überaus harten Leben; von Erziehung, Bildung und Ausbildung der Kinder konnte kaum die Rede sein. Erst als die Kinderarbeit abgeschafft wurde, galt »Kindersegen« als unerwünscht, bedeuteten doch Kinder nur einen zusätzlichen Kostenfaktor, der das Elend der Familie vergrößert. Die Arbeiterschaft war also alles andere als einheitlich in ihrem generativen Verhalten.

In Deutschland schränkten besonders Beamte und Angestellte schon früh, wenn auch anfangs langsam, die Zahl ihrer Kinder ein. So lag die Geburtenzahl in vor 1825 geschlossenen Ehen bei sechs, in denen vor 1849 bei fünf und in denen vor 1874 bei vier. Unternehmer und Handwerker folgten dem Trend im Abstand von 25 Jahren. In Göttingen zum Beispiel lag in den Handwerkerfamilien die durchschnittliche Kinderzahl zwischen 1760 und 1860 schon bei zwei bis drei Kindern. Bei den Bauern zeigte sich ein langsamerer Rückgang: Zwischen 1750 und 1799 lag die Fertilität bei sieben Kindern, sank für den Zeitraum von 1800 bis 1849 auf sechs und erreichte 1850 bis 1874 den Wert von fünf Geburten pro Ehe.

Die Entwicklung beschleunigte sich gegen Ende des Jahrhunderts, blieb aber differenziert: Bei höheren Beamten, Lehrern und freiberuflich Tätigen kamen auf Ehen, die zwischen 1875 und 1899 geschlossen wurden, noch durchschnittlich drei Kinder, aber auf Ehen, die zwischen 1900 und 1914 geschlossen wurden, nur noch zwei bis drei Kinder. Ehen der städtischen Arbeiterschaft dagegen hatten noch 1939 durchschnittlich vier bis fünf Kinder. Landarbeiter übertrafen in der gleichen Zeit mit sechs Kindern pro Ehe die selbstständigen Bauern mit fünf Kindern.

Im 20. Jahrhundert: Rückgang kinderreicher Familien in Deutschland und der Welt

Die Familie in Westeuropa ist der Vorreiter des globalen demografischen Wandels, der in fast allen Staaten die Anzahl der Nachkommen verringert hat. Von Westeuropa ging eine kulturelle Entwicklung aus, welche die Lebensentwürfe der Menschen und die Rolle der Kinder und Frauen in diesen Entwürfen verändert hat, und zwar über soziale und geografische Grenzen. Auch wenn der Faschismus in Italien und der Nationalsozialismus in Deutschland mit autoritärer und antimoderner Familienpolitik diese Entwicklung zwischendurch auszubremsen und umzukehren versuchte, war die Moderne dennoch nicht aufzuhalten. Das reaktionäre Vorhaben, das Patriarchat zu stärken, die Scheidung zu verbieten, die Erwerbsbeteiligung der Frauen und die Schulbildung für Mädchen einzuschränken, scheiterte auf ganzer Linie.

Die Schulpflicht wurde eingeführt, die Kinderarbeit verboten. Schule statt Arbeit verringerte den wirtschaftlichen Beitrag der Kinder und erhöhte die Opportunitätskosten des Kinderkriegens im Vergleich zu anderen Tätigkeiten. Der Beginn der Frauenbewegung, die öffentliche Diskussion um Verhütung und ihre Legalisierung, der verbesserte Zugang zu wirksa-

mer Geburtenregulierung auch durch neue Verhütungstechniken wie die Pille, die zunehmende Liberalisierung der Abtreibung haben die Rolle der Frau in und außerhalb der Familie gestärkt. Die Stärkung der Frauenrechte in schulischer wie beruflicher Ausbildung und auf dem Arbeitsmarkt löste weltweit bei jungen Frauen eine Bildungsexpansion im sekundären und tertiären Bereich aus. Frauen nehmen zunehmend seltener wegen Armut am Erwerbsleben teil, sondern aufgrund neuer Prioritäten im Lebenslauf. Im Vordergrund steht ein selbstständiges Einkommen, das Unabhängigkeit ermöglicht, steht eine interessante Arbeit mit der Möglichkeit einer beruflichen Karriere. Wer lesen kann, gebärt weniger Kinder. Partnerschaft, Familie und Beruf geraten in Widerspruch.

Die Familiengröße ging in Deutschland vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurück. Vor 80 Jahren hatten 17 Prozent der Ehepaare mit Nachwuchs drei Kinder und weitere 21 Prozent mindestens vier Kinder. Drei Jahrzehnte später hatten im früheren Bundesgebiet von den verheirateten Eltern 14 Prozent drei Kinder und 8 Prozent vier oder mehr Kinder. Noch einmal ist der Anteil kinderreicher Ehepaare merkbar seit den 1970er-Jahren gesunken. 2012 lebten in jeder siebten Familie drei und mehr Kinder: 11 Prozent der Familien hatten drei Kinder, 3 Prozent vier oder mehr Kinder. Betrachten wir neben den Ehepaaren mit Kindern auch die Alleinerziehenden und die nichtehelichen Paare mit Kindern, dann ist seit 1957 besonders der Rückgang der kinderreichen Familien mit vier oder mehr Kindern auffallend. Ihr Anteil an allen Familien ist um über die Hälfte von 7 Prozent auf 3 Prozent gesunken, der Anteil der Familien mit drei Kindern um ein Drittel, und zwar von 13 Prozent auf 9 Prozent. Mitte der 1980er-Jahre ist der Rückgang weitgehend zum Stillstand gekommen. Seit nunmehr 20 Jahren liegt der Anteil kinderreicher Familien an allen Familien unverändert bei rund 12 Prozent. Die einschneidenden Veränderungen im generativen Verhalten liegen somit schon Jahrzehnte zurück.

Bei der Entwicklung hin zu kleineren Familien mit ein oder zwei Kindern bildet Deutschland keine Ausnahme. Weltweit dürfte in den letzten Jahrzehnten der Anteil kinderreicher Familien an allen Familien gesunken sein. Ein erster grober Indikator ist der Rückgang der Geburtenzahl in fast allen Staaten. Berücksichtigt man gleichzeitig den Rückgang der Kindersterblichkeit in den sich entwickelnden Staaten, dann muss ein Rückgang der Geburtenhäufigkeit nicht zwingend zu einem geringeren Anteil der Familien mit drei oder mehr Kindern führen. Da mehr Kinder überleben, sind für eine kinderreiche Familie nicht mehr so viele Geburten notwendig. Allerdings ist besonders in Asien der Rückgang der Geburten so stark, dass er auch zu einem entsprechenden Rückgang kinderreicher

Familien geführt haben dürfte. Der deutliche Rückgang ist in Asien vor allem in Südkorea, Thailand und Vietnam zu beobachten. Anfang der 1970er-Jahre bekam eine Frau in diesen Ländern durchschnittlich noch vier bis sieben Kinder, drei Jahrzehnte später liegt die entsprechende Zahl oftmals bei nur einem Kind, selten bei mehr als zwei Kindern. Ähnlich haben sich beispielsweise die nordafrikanischen Staaten Tunesien, Marokko und Algerien, aber auch der Iran entwickelt. Die Zahl der Kinder je Frau ist von sechs bis sieben Kindern auf zwei bis drei Kinder gefallen. Erheblich sind die Veränderungen auch in der Türkei: Vor 60 Jahren brachte eine Frau noch sechs bis sieben Kinder auf die Welt, 30 Jahre später waren es im Durchschnitt vier Kinder und heute sind es zwei Kinder. In den entwickelten Ländern ist die schon vor Jahrzehnten niedrigere Zahl der Kinder in den Familien noch einmal deutlich gesunken. In Europa und Japan haben Frauen, die 1930 geboren wurden, im Schnitt zwei bis drei Kinder, in Nordamerika, Australien und Neuseeland drei bis vier Kinder. Die heutige Elterngeneration, die 40- bis 45-jährigen Mütter, haben in der Regel nur noch ein oder zwei Kinder.

Die Entwicklung der durchschnittlichen Zahl der Geburten je Frau gibt jedoch den tatsächlichen Rückgang der Mehrkindfamilien nur ungenau wieder. Dies zeigen die Veränderungen zum Beispiel in Frankreich: Die endgültige Kinderzahl der 1960 geborenen Frauen lag bei durchschnittlich zwei Kindern und war damit genauso hoch wie bei den 1900 geborenen Frauen. Hier überrascht zunächst, dass der Anteil von Familien mit drei oder mehr Kindern nahezu unverändert ist, ja sogar bei den Frauen des Geburtsjahrganges 1960 um einen Prozentpunkt höher lag als bei den Frauen des Geburtsjahrganges 1900: 32 Prozent der jüngeren und 31 Prozent der älteren Frauen hatten drei oder mehr Kinder. Die jüngeren Frauen hatten jedoch deutlich seltener fünf oder mehr Kinder und häufiger drei Kinder. Die endgültige Kinderzahl ist vor allem dadurch stabilisiert worden, dass Frauen seltener kinderlos blieben oder nur ein Kind bekamen. Deutlich wird dies, wenn man die Veränderung der Familiengröße vom Standpunkt der Kinder aus darstellt. Treten ausschließlich Familien in das Blickfeld, dann hatten fünf von zehn Kindern der 1900 und 1930 geborenen Mütter mindestens drei Geschwister. Durchschnittlich lebten also vier bis fünf Kinder in der Familie. Mit wesentlich weniger Brüdern und Schwestern lebten dagegen die Kinder zusammen, deren Mütter 1960 geborenen wurden: Zwei von zehn Kindern hatten noch drei oder mehr Geschwister. Auffallend ist außerdem die Entwicklung hin zu einem Bruder oder einer Schwester oder zu zwei Geschwistern, also zur Familie mit zwei oder drei Kindern.

Kinderreichtum: gestern - heute - morgen

In der Frühen Neuzeit waren Fertilität und Mortalität hoch, viele Kinder wurden geboren, sehr wenige Kinder überlebten das 15. Lebensjahr; aber auch viele Mütter starben früh. In den Familien dürften kaum mehr als zwei, vielleicht drei Kinder gleichzeitig gelebt haben. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die Phase sinkender Mortalität, die Fertilität änderte sich zunächst kaum. Viele Kinder wurden geboren, mehr Kinder überlebten, auch die Eltern lebten länger. Die Familien wurden größer, mehr Familien hatten drei oder mehr Kinder. In den deutschsprachigen Ländern, aber auch im übrigen Europa stieg die Bevölkerung explosionsartig an. Heute und schon seit Jahrzehnten sind Fertilität und Mortalität niedrig. Wenige Kinder werden geboren, fast alle von ihnen überleben ihre Kinder- und Jugendzeit. Grob zusammengefasst waren in Deutschland kinderreiche Familien allein in der Zeit etwa zwischen Mitte des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts weitverbreitet. In diesem Sinne ist Kinderreichtum ein soziales Phänomen von gerade hundert Jahren.

Und morgen? Eine erste Antwort liefert ein soziologischer Blick auf die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen das Paar sich heute für gemeinsame Kinder, auch für drei oder mehr entscheidet. In Deutschland wohnen rund 11,6 Millionen Familien mit ihren ledigen Kindern zusammen. Etwa 1.3 Millionen dieser Familien haben drei oder mehr Kinder. Das sind 12 Prozent aller Familien. Diese empirische Momentaufnahme ist Ausdruck eines demografischen Wandels, der sich, so der Soziologe Göran Therborn, gesellschaftlich weltweit vollzogen habe. Er begann gleichzeitig an bestimmten Orten, Regionen und sozialen Schichten und weitete sich regional und sozial mehr und mehr aus, mal schneller, mal langsamer. Quer zu den Religionen entscheiden sich heute der Muslim in Indonesien wie der Christ in Mexiko unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen für Partnerschaft und Familie. Gleichzeitig werden in vielen Regionen dieser Welt, besonders in Afrika, Asien und in der Karibik traditionale Familien- und Geschlechterbeziehungen noch gelebt. Sie werden sogar belebt, wo politische und religiöse Fundamentalismen erstarken. Dennoch dürfte es eine Frage der Zeit sein, dass sich die moderne Familie mit freier Partnerwahl und gleichen Rechten der Geschlechter an vielen dieser Orte auch durchsetzen wird. Vor allem eine zunehmende Bildung und Erwerbsbeteiligung der Frauen sowie ein besserer Zugang zu wirksamer Geburtenregulierung wirken beschleunigend beim Unterwandern traditionaler Strukturen.

Kinderreichtum: ein Gegenmodell zur Moderne?

In den gegenwärtigen modernen Gesellschaften steht das Thema Kinderreichtum zum einen an der Peripherie nicht nur individueller, sondern auch gesellschaftlicher Erwägungen. Im Zentrum generativer Entscheidungen steht heute eher das Problem, ob man überhaupt Kinder haben oder lieber ein »Single zu zweit« (Niklas Luhmann) bleiben will. Zum anderen taucht die Frage auf: Welche Kinderzahl ist modern? Unbestritten ist: Zwei Kinder sind am ehesten gewünscht und verwirklicht. Modern dürfte jedoch weniger eine bestimmte Zahl der Kinder sein als vielmehr, wie sie realisiert wird.

Eine mögliche Antwort darauf, inwieweit kinderreiche Familien ein Gegenmodell der Moderne sind, liefert ein Blick auf die empirische Wirklichkeit von kinderreichen Familien und besonders auf die Familien, die in Deutschland überdurchschnittlich oft kinderreich sind. Zunächst fällt auf. dass in vielerlei Hinsicht die Lebenssituationen der Familien mit drei Kindern eher den Familien mit einem Kind oder zwei Kindern ähneln und dass Familien mit vier oder mehr Kindern sich deutlicher von Familien mit weniger Kindern unterscheiden. Eltern mit vier oder mehr Kindern fehlt vergleichsweise häufig eine abgeschlossene schulische und berufliche Ausbildung, oder sie ist von geringer Qualifikation. Nicht nur die Mütter, sondern auch die Väter sind vergleichsweise oft nicht erwerbstätig. Die finanzielle Lage ist häufig prekär, gleichwohl tragen staatliche Hilfen wesentlich zur Sicherung des Lebensunterhalts der Familie bei. Das gilt beispielsweise für die Wohnkosten. Familien mit vier und mehr Kindern leben besonders häufig beengt in ihren Wohnungen und sind seltener Eigentümer der Wohnung oder des Hauses.

Dennoch: Die typische kinderreiche Familie gibt es nicht. Prekären Lebenssituationen mit Blick auf Bildung und Erwerbsbeteiligung der Eltern sowie Familieneinkommen stehen auch wohlhabende Mütter und Väter gegenüber. Vergleichsweise oft sind kinderreiche Eltern zufrieden mit ihrer Situation, etwa mit der traditionalen Aufgabenverteilung oder mit der Wohnung und dem Wohnumfeld. Diese Unterschiede treten auch auf, wenn man die Familien beobachtet, die besonders oft kinderreich sind. Drei Typen lassen sich ausmachen:

Familien mit durchschnittlicher bis sehr guter ökonomischer Ausstattung, in denen beide Eltern zumeist über einen höheren schulischen
und beruflichen Ausbildungsabschluss verfügen. Oft kommen sie schon
selbst aus einer kinderreichen Familie, sie sind eher religiös und wohnen
eher auf dem Land als in der Großstadt.

- Familien, die fast das Gegenteil zum ersten Typ darstellen: Sie leben in prekären wirtschaftlichen Verhältnissen, was vor allem auf unzureichende oder fehlende schulische und berufliche Ausbildung der Eltern zurückgeht.
- Familien mit Migrationshintergrund und mit starker Orientierung an Religion und Herkunftsfamilie.

Gemein ist diesen drei Typen zumeist eine traditionale Aufgabenverteilung: Die Frau ist zuständig für Haushalt und Kinder, der Mann für Beruf und Einkommen. Fragwürdig ist, ob eine größere Verbreitung dieses Familienmodells auch zu mehr Kinderreichtum führt. In anderen, vor allem nordeuropäischen Staaten haben Eltern häufiger drei oder mehr Kinder als in Deutschland. Es sind Staaten, die sich durch politische Maßnahmen auszeichnen, welche die Verbreitung von staatlich finanzierten Kinderbetreuungseinrichtungen sowie die Bildungs- und Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen und Männern fördern. Das Ziel dieser Maßnahmen ist nicht die Familie, sondern das Individuum – ungeachtet seines Geschlechtes. Risiken, die mit einer Familiengründung einhergehen, werden über andere gesellschaftliche Bereiche abgesichert. Frauen und Männer sind dadurch unabhängiger von der Familie. Gleichzeitig wird die Entscheidung für Kinder erleichtert, gerade weil die Verantwortung leichter zu tragen ist. Es mag paradox klingen, doch je unabhängiger Frauen und Männer in ihren Lebensentwürfen von Familie sind, je geringer also die Opportunitätskosten etwa bei der Bildungs- und Arbeitsmarktbeteiligung sind, desto eher scheinen sie bereit zu sein, eine große Familie zu gründen und sich damit langfristig an Familie zu binden.

Literatur

Fernand Braudel, Frankreich. Band 2: Die Menschen und die Dinge, Stuttgart 1990.

André Burguière et al. (Hrsg.), Geschichte der Familie. Bde. 1–4, Frankfurt/M. 1996.*

Pierre Chaunu, La civilisation de l'Europe classique, Paris 1966.

Bernd Eggen/Martina Rupp (Hrsg.), Kinderreiche Familien, Wiesbaden 2006. Andreas Gestrich/Jens-Uwe Krause/Michael Mitterauer, Geschichte der Fami-

lie, Stuttgart 2003.*

Johannes Huinink/Dirk Konietzka, Familiensoziologie, Frankfurt/M. 2007.* Niklas Luhmann, Darum Liebe, in: Dirk Baecker/Georg Stanitzek (Hrsg.), Archimedes und wir. Interviews, Berlin 1987, S.61–73.

- Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866, München 1993.
- Ders., Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1993.
- Horst Rabe, Reich und Glaubensspaltung. Deutschland 1500-1600, München 1989
- Heidi Rosenbaum, Formen der Familie, Frankfurt/M. 1982*
- Ulrich Pfister, Die Anfänge einer Geburtenbeschränkung in Europa: Eine Fallstudie ausgewählter Züricher Familien im 17. und 18. Jahrhundert, Bern 1985.
- Göran Therborn, Between Sex and Power. Family in the world, 1900–2000, London 2004.*
- Laurent Toulemon, How many children and how many siblings in France in the last century? Population et Sociétés Nr. 374, Dezember 2001.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Population Division World Population Prospects: The 2012 Revision, Highlights and Advance Tables, Working Paper No. ESA/P/WP.228, 2013.

^{*} Besonders lesenswerte Literatur über die Geschichte der Familie

Die Autorinnen und Autoren



Martin Ahrends, geboren 1951 in (West-)Berlin-Zehlendorf, zog mit den Eltern 1957 ein paar Häuser weiter nach Kleinmachnow (DDR). Abitur 1970 in Potsdam, Studien der Musik, Philosophie, Theaterregie in Berlin, wo er als Redakteur einer Zeitschrift für ernste Musik und als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Komischen Oper tätig war. Nach einem politisch begründeten Arbeitsverbot stellte er 1982 einen Ausreiseantrag, dem 1984 stattgegeben wurde. In Hamburg war er zwischen 1986 und 1994 Redakteur und freier Mitarbeiter der

Wochenzeitung »Die Zeit«, seither ist er freier Autor. Neben zahlreichen publizistischen Arbeiten hat er literarische Texte veröffentlicht: Erzählungen, Essays, Romane u.a. bei Kiepenheuer & Witsch in Köln, bei Wallstein in Göttingen und im Aufbau-Verlag Berlin. Martin Ahrends ist Vater von acht Kindern, die in seinen beiden Ehen zwischen 1982 und 1994 geboren wurden, vier von ihnen in der DDR. Seine Kinder und zehn Enkel sind inzwischen in die weite Welt verstreut.



Peter Dausend, geboren 1963 in Saarbrücken, studierte Amerikanistik, Politikwissenschaft und Englische Philologie an der Universität des Saarlandes. 1992 bis 1994 Volontär an der Axel-Springer-Journalistenschule (Stammredaktion DIE WELT), anschließend Mitglied der Entwicklungsredaktion ERGO des Heinrich-Bauer-Verlages. Von Herbst 1995 bis Frühjahr 2008 Redakteur bei der der Tageszeitung »Die Welt«, zunächst im Auslandsressort, von 1999 an als Reporter für die Seite 3 tätig, 2001 Wechsel ins Parlamentsbüro. 1998 Arthur F.

Burns-Stipendiat bei der ANCHORAGE DAILY NEWS in Alaska, USA. Seit 2008 arbeitet er als politischer Korrespondent und Kolumnist für »Die Zeit« in Berlin. Peter Dausend ist verheiratet und Vater von achjährigen Zwillingsmädchen.

Die Autorinnen und Autoren



Bernd Eggen, Dr. phil., geboren 1959, erlangte an der Universität Bamberg die Diplome in Soziologie (Univ.) und Sozialpädagogik (FH). Er arbeitet in der Familien-Forschung Baden-Württemberg, die zum Statistischen Landesamt gehört. Die Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeit sind der demografische Wandel, der Wandel der Lebensformen und Formen sozialer Ungleichheit. Seine zahlreichen Veröffentlichungen behandeln unter anderen Themen über Alleinerziehende, kinderreiche Familien, gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaf-

ten mit Kindern, zudem über das Alter und die Alterung der Gesellschaft und schließlich über Armut. Seine Veröffentlichungen konzentrierten sich 2013 auf Lebenssituationen älterer Menschen in Gemeinschaftsunterkünften, die soziale Sicherung im Alter sowie Probleme bei der Messung von Armut. Darüber hinaus stand 2013 das Thema Familie und Wohnen im Vordergrund. Im Rahmen seiner Arbeit wirkte er in verschiedenen Arbeitskreisen mit, etwa beim Familienbund der Katholiken und Landesfamilienrat Baden-Württemberg. Er ist erreichbar unter www.fafo-bw.de und unter bernd.eggen@stala.bwl.de.



Corinna Emundts, geboren 1970, ist politische Journalistin in Berlin. Seit Februar 2013 verantwortliche Koordinatorin und Korrespondentin für tagesschau.de im ARD-Hauptstadtstudio. 2008 bis 2013 Leitung Redaktion Berlin tagesschau.de. Sie hat zuvor als freie Politikorrespondentin zwischen 2004 und 2008 unter anderem für die Hamburger Wochenzeitung »Die Zeit« (Printund Online-Ausgabe) und »tagesschau.de« sowie Deutschlandfunk/Deutschlandradio aus Berlin geschrieben und berichtet. Vor 2004 hat die Politikjournalistin

und Sozialwissenschaftlerin (Theodor-Wolff-Preisträgerin 1995) als Redakteurin und Reporterin für die »Süddeutsche Zeitung«, die »Frankfurter Rundschau« und »Die Woche« gearbeitet. Sie lebt mit ihrer Familie bei Berlin.



Nina Freydag, geboren 1970 in Kiel, studierte Fernsehjournalismus und Literaturwissenschaft in Norwegen und ließ sich an der Henri-Nannen-Schule des Verlags Gruner+Jahr zur Redakteurin ausbilden. Zwei Jahre lang arbeitete sie bei der Wochenzeitung «Die Woche» im Ressort Modernes Leben, schloss dann das Aufbaustudium Film der Universität Hamburg ab. Acht Jahre lang war sie als freie Reporterin in der Welt unterwegs (meist für die GEO-Gruppe), schrieb zum Beispiel über Waldbrände in Portugal, den Cricket-Sport in Australien und

den Bürgerkrieg in Sri Lanka. Sie verfasste viele Literaturrezensionen (meist für die Brigitte) und war Planungs- und Produktions-Redakteurin für Hefte von Geo Special und Geo Saison. Ihre Reportagen aus Norwegen erschienen gesammelt in dem Buch «Elche, Fjorde, Königskinder» (Picus). Von 2008 bis 2012 bekam sie drei Kinder. Zurzeit arbeitet sie an zwei Buchprojekten und ihren drei Erziehungsaufträgen.



Matthias Gierth, geboren 1971 in Coburg, ist Redakteur der Redaktion »Religion und Gesellschaft« des Deutschlandfunks. Nach dem Studium der Katholischen Theologie in Bamberg und Freiburg absolvierte er ein Volontariat beim Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) in München. Von 1998 bis März 2011 war er für die Wochenzeitung "Rheinischer Merkur" in Bonn tätig, zunächst als Redakteur der Innenpolitik, später als Ressortleiter der Medienredaktion und anschließend des innenpolitischen Ressorts. Von 2001 bis 2011 war Matthias

Gierth stellvertretender Chefredakteur des »Rheinischen Merkur«. Zu seinen journalistischen Schwerpunktthemen gehören Fragen der Bioethik und der Familienpolitik. Matthias Gierth lebt in Bonn, ist verheiratet und Vater zweier Jungen im Alter von 9 und 11 Jahren.



Kira Hanser ist stellvertretende Ressortleiterin Reise & Motor bei der WELT-Gruppe und lebt in Berlin. Nach dem Studium der Geschichte und Amerikanistik besuchte sie die Axel-Springer-Akademie in Berlin und das Centre de formation des journalistes in Paris.

Die Autorinnen und Autoren



Michèle Hartmann, geboren 1959, Redakteurin, seit 30 Jahren bei der »Saarbrücker Zeitung«, zumeist im Lokalen, tätig; geschieden, ein Sohn. Gemeinsam mit zwei weiteren Kollegen im Jahr 2002 mit dem ersten Preis der Konrad-Adenauer-Stiftung für Lokaljournalisten ausgezeichnet aufgrund hartnäckiger Recherche. TV-Erfahrung aus den Anfangsjahren von RTL, damals noch in Luxemburg ansässig unter dem Namen »RTL plus«, als die Saarbrücker Zeitung ein »Lokales Schaufenster« mit Nachrichten und Berichten aus der Region

fürs Vorabendprogramm produzierte.



Wulf Schmiese, geboren 1967 in Münster, Moderator und Redakteur des ZDF-Morgenmagazins. Kurz vor dem Mauerfall ist er nach Berlin gezogen, um Geschichte, Politik und Nordamerikanistik zu studieren. Er arbeitete drei Jahre lang am Lehrstuhl für Zeitgeschichte der Freien Universität Berlin, wo er in Geschichte promovierte. An der Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg wurde Schmiese zum Redakteur ausgebildet, schrieb dann zwei Jahre als Reporter für »Die Welt«, bevor er zur »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« wech-

selte. Als deren Politscher Korrespondent begleitete Schmiese Bundespräsidenten, Bundeskanzler Schröder und Bundeskanzlerin Merkel sowie mehrere Außenminister häufig auf ihren Reisen. In der Hauptstadt hat er beruflich mit vielen Kabinettsmitgliedern und Abgeordneten zu tun – kinderreich sind nur wenige. Er selbst und seine Frau haben drei gemeinsame Kinder.



Susanne Van Volxem, geboren 1965, ist Lektorin und seit 2007 Programmleiterin beim Henschel Verlag. Sie arbeitet außerdem als literarische Übersetzerin aus dem Italienischen und Französischen sowie als Autorin. Zusammen mit einer Kollegin veröffentlichte sie unter dem Pseudonym Helena Marten drei historische Romane im Diana Verlag. 2004 erschien bei Aufbau ihr Elternratgeber »No Name! Wie Sie Ihr Kind nicht nennen sollten«. Sie ist Mitautorin von Rocco Thiedes Buch »Chance für alle – Anonyme Bewerbung«, das 2013 im Herder

Verlag erschien. Mit ihrem Mann und ihrem zwölfjährigen Sohn lebt sie in Frankfurt am Main.



Ulrike Winkelmann, geboren 1971, Journalistin, arbeitet vor allem als Redakteurin für die "Taz«. Derzeit ist ihr Sachgebiet die Verteidigungs- und Außenpolitik. Doch war sie in den vergangenen 13 Jahren auch schon für Gesundheit, Rente und Soziales, Demographie, Innere Sicherheit und Bürgerrechte sowie als Parlamentskorrespondentin für die Parteienberichterstattung zuständig. Zwei Jahre lang hat sie das Innenpolitische Ressort "inland« geleitet. Bei der taz ausgesetzt hat sie ein Jahr, nachdem ihre Tochter geboren wurde, und ein weiteres

Jahr, um bei der Wochenzeitung »Der Freitag« das Politikressort zu leiten. Nebenher und je nach Beanspruchung durch den taz-Job schreibt Ulrike Winkelmann Beiträge für Zeitschriften und Sammelbände – unter anderem über Familienpolitk. Studiert hat die gebürtige Wiesbadenerin, die aber fast komplett in Ostwestfalen aufwuchs, in Hamburg und ein wenig in London: Germanistik, Politologie und Staatsrecht.

Der Herausgeber



Rocco Thiede, geboren 1963, Journalist, Autor und Fotograf, lebt mit seiner Frau und sechs Kindern am Berliner Stadtrand. Er arbeitet unter anderem für überregionale Tageszeitungen, Nachrichtenagenturen, den Deutschlandfunk, Deutschlandradio Kultur und den ARD-Hörfunk. Als Autor und Herausgeber von Büchern setzte er sich in der Vergangenheit mehrfach mit familienpolitischen Themen auseinander. So erschien 2012 im Aufbau-Verlag das gemeinsam mit der ZEIT-Journalistin Elisabeth Niejahr herausgegebene Buch »Alles auf

Anfang – Die Wahrheit über Patchwork«. Das Sachbuch wurde von der Bundeszentrale für politische Bildung in Lizenz übernommen. Im Januar 2013 brachte der Herder-Verlag »Mama zahlt! Familienernährerinnen berichten« auf den Markt, für das Rocco Thiede Idee und Konzeption entwickelte. Für das Buch übernahm er im Auftrag der Herausgeberinnen Kristina Schröder (Bundesfamilienministerin a. D.) und Annegret Kramp-Karrenbauer (Ministerpräsidentin des Saarlandes), die Buchkoordination und Projektleitung sowie die moderierte Einleitung und die Fotos. Im Oktober 2013 erschien sein Sachbuch: »Anonyme Bewerbung – Chance für alle« im Herder Verlag.

Der studierte Kunsthistoriker (Rom, Berlin, Leipzig) absolvierte die Axel-Springer-Journalistenschule und arbeitete als Volontär und später Redakteur bei der Tageszeitung »Die Welt«. Für den TV-Sender SAT.1 war Thiede im Newsbereich tätig, bevor er für die Bertelsmann AG als Pressesprecher wirkte. Über vier Jahre leitete er im Anschluss ein Familienprojekt für die Bertelsmann-Stiftung. Rocco Thiede ist Mitglied im Sachverständigenrat der Deutschen Kinderhilfe.

Mehr Infos unter: www.roccothiede.de

Bildnachweis

- S. 15 Matthias Gierth
- S. 25 Rocco Thiede
- S. 28 Rocco Thiede
- S. 32 Rocco Thiede
- S. 37 privat/Nina Freydag
- S. 38 privat/Nina Freydag
- S. 39 Nina Freydag
- S. 49 Iris Maria Maurer
- S. 57 Susanne van Volxem/privat
- S. 59 Susanne van Volxem/privat
- S. 65 Susanne van Volxem/privat
- S. 69 Rocco Thiede
- S. 78 Rocco Thiede
- S. 79 Rocco Thiede
- S. 83 Louisa Löwenstein
- S. 93 Rocco Thiede
- S. 95 Rocco Thiede
- S. 103 Rocco Thiede
- S. 104 Rocco Thiede
- S. 104 Rocco Thiede
- S. 107 Victoria Gaßmann
- S. 111 Victoria Gaßmann
- S. 119 Ulrike Winkelmann
- S. 128 Rocco Thiede
- S. 130 Rocco Thiede
- S. 135 Rocco Thiede
- S. 157 (Martin Ahrends) Rocco Thiede
- S. 157 (Peter Dausend) Die Zeit
- S. 158 (Bernd Eggen) kernwein-portrait Stuttgart
- S. 158 (Corinna Emundts) ARD-Hauptstadtstudio/Eric Thevenet
- S. 159 (Nina Freydag) Wulf Schmiese

Bildnachweis

- S. 159 (Matthias Gierth) Deutschlandradio
- S. 159 (Kira Hanser) Martin Lengemann/Die WELT
- S. 160 (Michèle Hartmann) Iris Maria Maurer
- S. 160 (Wulf Schmiese) ZDF
- S. 160 (Susanne Van Volxem) Eva Zocher
- S. 161 (Ulrike Winkelmann) Kathrin Windhorst
- S. 162 (Rocco Thiede) Sebastian Asmus

Kinderglück

Das Bild von Familien mit vielen Kindern ist stark von Klischees geprägt. Die meisten Menschen denken entweder an Familien mit sieben Kindern, die von "Hartz IV" leben, oder an Adelsfamilien mit acht Sprösslingen und entsprechendem Personal. Zwar häufen sich tatsächlich höhere Kinderzahlen in bestimmten Milieus, doch ist die Wirklichkeit bunter als die Statistik. Herausgeber Rocco Thiede ist selbst Vater von sechs Kindern und kennt die Vorurteile, die kinderreichen Familien entgegengebracht werden. In diesem Band hat er elf Porträts versammelt von Familien, die unterschiedlicher nicht sein könnten – gemeinsam ist ihnen nur, dass sie vier oder mehr Kinder haben. Sie haben den Autorinnen und Autoren Einblicke in ihren Alltag gewährt, mit all seinen Höhen und Tiefen. Abgerundet wird der Band durch einen historisch-soziologischen Weg durch die Zeiten, der die Entwicklung des Kinderreichtums von der Frühen Neuzeit bis heute abschreitet.

